

**Lebendige kritische Gemeinde
Kirche von Unten**

Alternatives aus der / für die Braunschweiger Landeskirche

Nr. 139 - März/April 2016



Inhalt

Zu diesem Heft	3
Ingrid Kaufmann-Pieper Predigt zu Mk 14, 1-9	34
Matthias Drobinski Der Gott der Verunsicherung	6
Herbert Erchinger Theologie und Spiritualität an der Basis	19
Wilfried Steen Fluchtursachen bekämpfen, aber nicht Flüchtlinge	21
Ein Gebet	23
Hans Goswin Clemen Brasilienrundbrief März 2016	24
Dietrich Kuessner Zur Reform der Perikopen	26
Gerhard Hinrichs Zur Neuordnung der gottesdienstlichen Lesungen	27
Werner Busch Anmerkungen zur Perikopenrevision	29
Hans Ulrich Ludewig Kriegsbeginn in Norddeutschland	33
Dietrich Kuessner Kirche und Sozialdemokratie im Braunschweiger Land	35
Larissa und Dieter Adam Nachruf auf Eckhardt v. Tomaszewski	37
Werner Busch Predigt anlässlich der Beerdigung von Renate Siedentop	38
Aus der Landeskirche	40
Das Allerletzte	42

Zu diesem Heft

So viel Auferstehung um uns herum, so viel Kreuz und Elend. Wir können es nicht trennen. Wir sollen es nicht trennen.

Wie die Auferstehung unser Leben erfüllt, von Anfang an. Schon durch die Geburt, entbunden ins Leben, oder entbunden ins Elend? Dann in der Taufe „Im Wasser der Taufe soll alles, was uns von Gott trennt, untergehen. Aus dem Wasser der Taufe soll der neue Mensch auferstehen, der mit Christus lebt.“ Und täglich neu: „Hilf, dass ich an diesem Morgen geistlich auferstehen mag.“ Auferstehung immer wieder.

Und Doch: so viel Gewalt, Zerstörung, Zertrümmern, immer wieder, immer mehr. Menschenelend im elenden Griechenland. Massenhafte Brandstiftungen gegen Flüchtlingsunterkünfte bei uns, Flüchtlinge in Häuser verfrachten, um an der Unterbringung von den Flüchtlingen zu verdienen, man schämt sich allmählich, Deutscher zu sein. Der amerikanische Präsidentschaftskandidat faselt heute von einem dritten Weltkrieg mit Russland, er weiß nicht, wo Sibirien liegt, aber siehe in diesem Heft Das Allerletzte, solche Töne auch bei uns. Bei uns können sich ganz legal Siebzehnjährige zur Bundeswehr rekrutieren lassen, lese ich gerade, also Kindersoldaten bei uns. „Auferstehung“ - in den Mord.

Karfreitag und Ostern – kein Nacheinander. Das ist die große liturgische Versuchung. Ein Ineinander. Immer ein Ineinander. Wir schleppen den Karfreitag die ganze Osterzeit mit uns herum. Die Ostersonntage sind die schrittweise Einübung in das Ineinander. Sogar Himmelfahrt sieht die christliche Gemeinde auf den verstorbenen Jesus zurück. „Er ist im Himmel“. Auferstehung also auch in der Zukunft. „Von Erde bist du und zur Erde sollst du werden.“ Auferstehung also auch in Zukunft ein Ineinander.

Opium des Volkes ist das Nacheinander, die kirchliche Vertröstung.

Das Nacheinander verspricht Sicherheit für den Ernstfall. „Es wird schon wieder“, beim Nacheinander siegt natürlich der Himmel und Gott habe das letzte Wort. Irrtum. Was wir sehen und glauben ist das Ineinander.

Deswegen fand ich den Vortrag des Journalisten Matthias Drobinski am Abend der Begegnung so wichtig und gut, weil er vom Gott der Verunsicherung sprach. Er ist daher

hier vollständig wiedergegeben. Damit sind wir schon beim Heft 139.

Heft 139 von KvU: ziemlich durchwachsene Nummer. Von Elend und Auferstehung auch manches in diesem Heft. Die Reform der biblischen Lesungen im Gottesdienst (Perikopen) hätte die Pfarrerschaft aufstößern können, hat sie aber nicht. Sie kommt im Zusammenhang mit der Weltlage wie ein Satyrspiel vor. Die Pfarrerschaft dämmert vor sich hin und genießt den Geldsegen, den die gute Wirtschaftslage zur Zeit über die deutschen Kirchen ausschüttet. Trotzdem zwei Beiträge zu diesem Thema. Und anderes auch.

Wir sind dankbar, dass sich immer wieder Bekannte und Leser/Leserinnen von Kirche von Unten bereit finden, einen Beitrag zu schreiben. Dieses Mal sind es sechs weitere Autoren.

In den letzten Jahren hatten wir jeweils einen Überweisungsträger in das Heft hineingelegt. Das funktionierte auch gut. Wir konnten mit den Spenden die nächsten Nummern finanzieren. Jahrzehntelang! Nach den letzten drei Nummern versiegte die Spenderlaune. Es kam nichts mehr, es tröpfelte auch nicht. Darüber sind wir nicht endlos traurig. Was nicht ist, das ist nicht. Für unsere kleine Landeskirche bleibt Kirche von Unten ein Historikum und ist bereits in die Anmerkungen der Geschichte der Landeskirche („Von den Sachsen...“) eingegangen.

Es grüßen in die Osterzeit in der Hoffnung, dass die Erde sich allmählich erwärmt

Herbert Erchinger und Dietrich Kuessner

Verantwortlich i.S.d.P.

Herbert Erchinger Gerstäckerstr.4 38102

Braunschweig

Dietrich Kuessner Borsigstr. 1 38 126

Braunschweig

Auch im internet//:bs. cyty.com/kirche-von- unten.

Spendenmöglichkeit:

Sonderkonto H. Erchinger Postbank BLZ 250 100
30 Ko 505 976-306

Es liegt was in der Luft – ein **Geruch nach Gewalt, Folter, Blut und ja - Tod** - eine **Männergesellschaft** ist da zusammengekommen – eine illustre Gesellschaft : mächtige Männer, die etwas zu sagen haben, hohes Ansehen genießen - Verantwortung tragen für das Wohl der Gesellschaft → und die **Angst haben** Angst vor Veränderung, Schwächung ihrer Position → Angst, etwas zu verlieren, was ihnen doch wohl zusteht - in unserer Geschichte heißen sie „Hohepriester und Schriftgelehrte“ → Führer des Volkes sind sie → seinem Wohlergehen und dem Dienst an Gott verpflichtet → sie **fühlen sich bedroht** : in ihren Augen ist Jesus, dieser Wanderprediger aus dem provinziellen Galiläa → ein Unruhestifter, eine Gefahrenquelle → die nicht nur ihre Position bedrohen, sondern auch den wackligen, ständig gefährdeten Frieden mit der römischen Besatzungsmacht zum Einstürzen bringen könnte Sie beratschlagen : Er muß weg! Er muß unschädlich gemacht werden → er muß sterben → anders kommt man ihm nicht bei → dafür braucht man die Römer → Todesurteile können nur sie aussprechen und vollstrecken. **Aber** – um Himmelswillen noch unbedingt vor dem Passafest – vor dem großen Fest, an dem der Befreiung aus der Sklaverei aus Ägypten gedacht wird. Zu viele Menschen aus dem ganzen Land in Jerusalem → nur kein Aufsehen, es könnte zu Aufständen kommen → still und unauffällig muß der Coup über die Bühne gehen →

Es liegt was in der Luft → der Geruch von Gewalt, Folter , Blut und Tod - Ja, er liegt in der Luft – verbunden mit Angst und Einsamkeit und Verlorenheit → **Jesus riecht ihn** → er sagt es seinen Jüngern → will das Wissen mit ihnen teilen, vielleicht nicht so ganz allein damit sein → aber die wollen es **nicht hören**, nicht wissen → gerade jetzt doch nicht → gerade ist man doch erst im **Triumph in Jerusalem** eingezogen - „**Hosanna**“ haben sie gerufen, die Massen - „Hilf doch!“ - du kannst helfen – gepriesen sei, der da kommt im Namen Gottes,“ „**König von Israel**“ - haben sie ihn genannt und ihm einen königlichen Empfang bereitet – ihm, der auf einem jungen Esel in die Stadt eingezogen ist → so, wie der Prophet Sacharja das Kommen des Königs, des Friedensbringers angekündigt hatte. „Hosanna – du kannst uns helfen!“ Wer will da etwas von Schmerz, Gewalt, ja Tod hören? Die Jünger jedenfalls nicht. Da genießt man doch lieber in fröhlicher Runde das Gastmahl.

Es liegt was in der Luft → ein Duft nach gutem Essen, Gesprächen, Leichtigkeit – eine andere Männergesellschaft zu Gast bei **Simon**, der den Beinamen“ der Aussätzig“ trägt. Vielleicht ist er einer von denen, die Jesus geheilt hat → den er aus der Isolation, dem Ausgestoßensein, dem, was diese schreckliche Krankheit mit sich bringt , herausgeholt hat – und ihm damit ein neues, erfülltes Leben geschenkt hat.

Man liegt zu Tisch → auf weichen Polstern, die Speisen und der Wein sind aufgetragen – ein Geruch nach Behaglichkeit und Lust am Leben – ein Festmahl kurz vor dem großen Fest. **Jesus** mitten unter ihnen → der Mittelpunkt → und doch allein → spürt nur er den Geruch des Todes? Die Angst vor dem, was kommt? Und da steht sie **plötzlich** mitten im Raum – eine **Frau in einer Männerrunde** – nicht eingeladen - ein Skandal! - Läßt sich nicht abschrecken, nicht aufhalten durch das Murren der Männer, böse Blicke – schaut nicht nach rechts und links → hat nur einen im Blick und auf den geht sie zielgerichtet zu → auf Jesus und tut etwas **Unglaubliches** : sie zerbricht das kleine kostbare Gefäß, das sie sorgsam in der Hand

geborgen gehalten hatte → und gießt den Inhalt sanft und behutsam auf Jesu Kopf → massiert die ölige Salbe sicher und liebevoll in die Kopfhaut, verteilt sie im Haar – und ein Duft erfüllt den ganzen Raum, überdeckt alles → der Duft des Nardenöls → des kostbarsten der Heil- und Salböle. (Für uns eine eher ungewohnte, vielleicht auch ungemütliche Vorstellung – in den heißen Ländern noch heute eine **Wohltat** → **eine besondere Ehre** → Könige werden damit gesalbt - der geliebte Bräutigam in der Hochzeitsnacht – und Tote zum letzten liebevollen Geleit.)

Nicht sparsam – nicht nur einige Tropfen hat sie genommen → nein, den ganzen Inhalt bis zur letzten Neige

Böses Geraune, Unwillen bei den Jüngern, den anderen Gäste, Unglauben : So eine **sinnlose Verschwendung** → der Jahreslohn eines Arbeiters (12 -1500€)→ vergeudet

„ Was hätte man mit dem Geld alles tun können – wie viele Arme speisen und einkleiden! ?“

Warum wehrt Jesus sie nicht ab, weist sie zurecht? – Er ist doch sonst so bescheiden, was irdischen Luxus angeht → die Spannung im Raum steigt

Und Jesus? - stelle mir vor – hat die Augen geschlossen, gibt sich ganz in die liebevolle, sanfte Berührung der Frau . „ – und ob ich schon wanderte im Tal der Todesschatten, fürchte ich kein Unheil – du bereitest einen Tisch im Angesicht meiner Feinde, du salbest mein Haupt mit Öl...“ spürt er dieses Gebet – die Worte des **23. Psalm** – Gottes Liebe im Tun, in der Liebe dieser namenlosen Frau?

→ der Duft aus Liebe und Geborgenheit – ein Moment , in der die Einsamkeit durchbrochen ist – er und diese Frau, eingehüllt in diesen wunderbaren Duft wie in einen Mantel - einen **Schutzmantel**

Die Jünger können das nicht ertragen → sie feinden die Frau an → versuchen, diese Stimmung zu zerstören → Jesus auf ihre Seite zu ziehen, die Seite der Vernunft, des Rechnens...

Doch, die Liebe im Blick der Frau, in ihren Händen → trifft auf seinen liebevollen Blick :

Sie hat mich gesehen, meine Angst und Bedürftigkeit. Sie will nichts für sich →

sie schenkt alles her → verströmt sich wie das Nardenöl → sie hat den **Duft des Lebens und der Liebe gegen den Geruch des Todes** gesetzt.

Jesus weist sie nicht zurück → er **nimmt diese Liebestat dankbar** an :

„ Laßt sie in Ruhe! Sie hat für mich getan, was sie nur tun konnte. Ohne sich aufzusparen, ohne zu rechnen. Sie hat gespürt, was ich jetzt brauche → Nähe und zärtliche Berührung → mich gestärkt für das, was auf mich zukommt, mich vorbereitet auf das schreckliche Ende.“

Zärtliche Berührungen gegen Gewalt → eine **zweite Haut** aus Duft und Liebe – wo die erste zerschlagen wird – **heilendes Öl** - wo Dornen die Kopfhaut aufreißen werden -

Die **Erinnerung an ihre verschwenderische Liebe** soll bleiben → sie soll bleiben , → wo von Gottes Liebe gepredigt wird in der Welt, zu allen Zeiten – da wird man sich an diese Frau und ihre Liebestat erinnern. → sagt Jesus.

Die Armen habt ihr allezeit um euch – Eure Aufgabe, euer Dienst an und für die Armen bleibt unbeschadet davon bestehen – er wird euch begleiten.

Aber, es muß, es soll sie geben → die **Liebestaten**, die nicht nach dem Nutzen, nach dem Preis fragen.

Ihr **dürft, ihr sollt so lieben** – so verschwenderisch, so unvernünftig, so, nur den Augenblick wahrnehmend -

und, **ihr dürft sie annehmen und genießen** → **diese Liebe , die ein Ausdruck der Liebe Gottes ist.**

Der Gott der Verunsicherung

Warum die Öffentlichkeit die Religion braucht – und die Religion die Öffentlichkeit

Festvortrag zum „Abend der Begegnung“ der Landeskirche Braunschweig am 9. Februar 2016 im Braunschweiger Dom

Matthias Drobinski, Süddeutsche Zeitung, München

Im Jahr 1782 veröffentlichte Johann Heinrich Gottlob von Justi seine „Grundsätze zur Polizeywissenschaft“. Justi war ein typischer Vertreter des aufgeklärten Absolutismus. Der Rechtswissenschaftler hatte schon eine ganze Reihe von Posten bekleidet, ehe er 1755 Kammeral- und Polizeidirektor von Göttingen wurde - er war also ein Mann der Praxis. Die Polizeiwissenschaft, über die er schrieb, war viel mehr als das, was heute die Kriminalistik ist. Justi war eine Art früher Politikwissenschaftler, und sein Buch beschäftigte sich mit dem gesamten öffentlichen Leben. Im dritten Buchs schreibt er darüber, wie wichtig eine gute Religion für das Funktionieren des Staates ist: „Die Religion hat großen Einfluss auf die Wohlfahrt des Staates. Die oberste Gewalt muss also auch Ihre Aufmerksamkeit und Vorsorge auf die Religion der Untertanen erstrecken.“ Allerdings, ohne den Gewissen der Untertanen Zwang anzutun. Der Staat müsse ein Interesse an frommen Bürgern haben. Eine „Religionspolicey“ solle dafür sorgen, dass „Ehrfurcht gegen die Gottheit, Gehorsam gegen die Gesetze, Treue gegen den Staat und sittlich gute Gesinnungen gegen ihre Mitbürger“ gepredigt würden.

Man kann das etwas salopp so zusammenfassen: Eine ordentliche Religion spart jede Menge Polizisten. Der kluge Landesherr sorgt dafür, dass die Kirchen in seinem Land voll sind, dass ordentlich gebetet wird und dass es keine Konflikte um den Glauben gibt. Er achtet darauf, dass die Pastoren anständig leben und keinen Anlass zur Klage geben. Denn je gottesfürchtiger seine Untertanen sind, desto weniger stehlen, betrügen, huren

oder saufen sie, desto fleißiger arbeiten sie, desto besser kümmern sie sich um Alte, Kranke und Kinder. So ähnlich hatten 250 Jahre zuvor die Fürsten gedacht, die damals die Reformation unterstützten: Der neue Glaube passte bestens zur neuen Form der Landesherrschaft. Er legitimierte die Regentschaft der Regierenden. Er sorgte dafür, dass sich die Untertanen ganz ohne staatlichen Zwang als gute Bürger benahmen, dass sie arbeiteten, friedlich miteinander umgingen und gar nicht erst auf staatsgefährdende Gedanken kamen.

Letztlich wird meistens noch heute so die öffentliche Funktion von Religion begründet - natürlich in einer modernisierten Form: Die Religion hält die Menschen zusammen. Sie ist die dickste Säule, auf der die Zivilgesellschaft steht. Sie bringt die Menschen dazu, sozial zu denken und sozial zu handeln. Sie mildert und verhindert sozialer und kultureller Konflikte, sie bewahrt die Kultur und die Geschichte eines Landes. Sie schafft - neben anderen Kräften der Zivilgesellschaft -, die Grundvoraussetzungen für das Funktionieren einer Gesellschaft, die der Staat alleine mit Gesetzen, Justiz und Polizei nicht schaffen kann.

Und daran ist ja auch viel Wahres. Selbst wenn die Zahl der Kirchenmitglieder in den kommenden Jahren durch Austritte und den demographischen Wandel sinken wird: Die beiden großen Kirchen werden auf absehbare Zeit die größten gesellschaftlichen Gruppen dieses Landes bleiben. In ihren Kirchengemeinden werden sich so viele Menschen engagieren wie in sonst keiner anderen Institution, keinem Verein. In ihre Sonntagsgottesdienste werden Millionen Menschen kommen - derzeit sind es mehr als in die Stadien der Bundesliga. Die Kirchen werden ein wichtiger Arbeitgeber bleiben. Caritas und Diakonie werden weiterhin zahlreiche Krankenhäuser, Sozialstationen, Kindergärten betreiben. Und trotz aller Säkularisierung, trotz des häufig beklagten Wissensverlusts, was den christlichen Glauben und die christlich geprägte Kultur angeht: Der Vorrat an Deutungen und Zeichen in dieser Gesellschaft wird christlich bleiben. Ebenso der Boden, auf dem Kultur und Sinndeutung wachsen, bis hin zu der bei allem Gruseln erheiternden Blüte, dass die weitgehend säkularen und in Teilen dezidiert religionsfeindlichen Anhänger von Pegida in Dresden ausgerechnet das Abendland, und zwar das christliche, vor dem Islam retten wollen.

Alles das sind gute Gründe, in der Religion dezidiert keine Privatangelegenheit zu sehen, sondern ihre öffentliche Funktion zu bejahen. Es ist auch ein gewichtiges Argument, im Grundsatz das in der Bundesrepublik gewachsene Verhältnis von Staat und Religionen zu

bewahren – auch wenn sich dort vieles neu begründen und auch einiges ändern muss, wenn die Zahl der Kirchenmitglieder sinkt, wenn der Einfluss der Institutionen zurück geht und eine neue Religion ihren Platz beansprucht: der Islam. Das spannungsvolle Miteinander von Staat und Religion hilft, fundamentalistische Einstellungen zu bekämpfen und den religiösen wie gesellschaftlichen Frieden im Land zu bewahren. In diesem Sinne geht tatsächlich ein roter Faden von Johann Heinrich Gottlob von Justi „Grundsätzen zur Policywissenschaft“ hin zur Islamkonferenz der deutschen Bundesinnenminister Schäuble, Friedrich und de Maizière.

Ich möchte aber heute den Blick auf einen anderen Aspekt lenken. Ich denke, dass dieser Aspekt zunehmend bedeutsam und zukunftsweisend für das Verhältnis von Kirchen und Staat, Religion und Öffentlichkeit, Glaube und Gesellschaft sein wird. Verzeihen Sie bitte, wenn ich dabei theologisch vielleicht nicht immer exakt bin – aber sie haben sich ja auch einen Journalisten eingeladen, dessen Qualitätsmerkmal das gediegene Halbwissen ist, wie es einmal mein journalistischer Lehrer Wolf Schneider gesagt hat. Sehen Sie, was ich sage, als Denkanstoß, der sie dazu bringt, weiter zu denken – und gerne auch zu widersprechen.

Ich möchte also ihren Blick auf die verunsichernde, die irritierende Seite Gottes lenken. Ich möchte Ihnen erklären, warum dieser verunsichernde Gott mindestens genauso wichtig ist für die öffentlichen Funktionen von Religion, für das Spannungsverhältnis von Säkularität und Glaube, für Staat und Kirche ist wie das, was ich, ein bisschen despektierlich, einen Versicherungsglauben nennen möchte – wobei ich besser gleich jetzt gestehe, dass ich persönlich durchaus Versicherungen abgeschlossen habe und dem Assekuranzgedanken nicht gänzlich abgeneigt bin. Ich denke aber trotzdem, dass es angebracht wäre, den Schwerpunkt stärker vom Versicherungs- zum Verunsicherungsglauben zu verlagern – gerade in einer Zeit, in der wir die Kehrseite der Globalisierung spüren wie vielleicht noch nie. Es ist Frage und Antwortversuch in eine Zeit hinein, in der vieles unsicher, schwankend, und nicht mehr vorhersehbar geworden ist.

Wenn man Menschen fragt, warum sie glauben, sprechen sie meistens über die versichernde Seite des Glaubens. Der Glaube hält Regeln für das Leben bereit, im Christentum die zehn Gebote, im Islam die Scharia, im Judentum die 613 Gebote, die fromme Orthodoxe befolgen soll. Selbst wenn man sich vielleicht nicht alle halten möchte, so sind diese Regeln doch Leitplanken für den Alltag. Sie sind es vor allem deshalb, weil der Grund die-

ser Versicherung für die Gläubigen tiefer reicht als jede Regel, die irgendjemand aufstellt, damit die Gesellschaft besser funktioniert: Es ist das unfaßbare und voraussetzungslose Ja Gottes zum Menschen, ausgesprochen noch vor der Erschaffung jeglichen Lebens. Werde ich glauben kann, der fühlt sich gehalten von einer höheren Macht jenseits aller irdischen Mächte, geborgen in einer Welt jenseits dieser Welt. Der weiß: Ich kann nie tiefer fallen als in Gottes Hand.

Das alles ist gut so. Jeder, der schon einmal einen Lebensbruch erfahren hat, weiß, wie tröstlich und hilfreich es ist, sich auch dann geborgen zu wissen, wenn die ganze Welt sich gegen einen zu verschwören scheint. Ich weiß, wie wichtig diese sichernde Seite des Glaubens ist für Menschen, die das Schicksal geschlagen hat. Es gibt aber auch die andere Seite. Es gibt die existenzielle Unsicherheit, auf die sich jeder Mensch einlassen muss, der glaubt. Diese Seite wird aus meiner Sicht zu schnell zu Seite geschoben. Die Christen in Europa und auch in Deutschland hängen zu sehr an der versichernden Seite des Glaubens an - vor allem, und das ist das Problem, ohne sich vorher der Verunsicherung ausgesetzt zu haben. Das hat auch Folgen für das Verhältnis von Kirchen und Staat, Religionen und Öffentlichkeit. Ich glaube, dass damit eine Chance vergeben wird: Das Potenzial einer Religion, zu einer menschlichen, friedlichen und toleranten Gesellschaft beizutragen, wird verringert.

Zu glauben bedeutet ja grundsätzlich, sich auf eine existenzielle Unsicherheit einzulassen. Ich nehme hier am Beispiel des Christentums - es würde aber vergleichbar gut mit dem Judentum oder dem Islam funktionieren. Es soll also vor 2000 Jahren der Zenith der Zeiten gewesen sein, nach vier Milliarden Jahren Erd- und 200.000 Jahren Menschheitsgeschichte? Dies ist eine durchaus mutige Annahme. Von diesem Jesus, der da vor 2000 Jahren lebte, weiß man für eine antike Persönlichkeit verhältnismäßig viel, dieser Jesus scheint die Menschen fasziniert und beschäftigt zu haben. Trotzdem: wen er kannte, hat nicht über ihn geschrieben. Und wer über ihn geschrieben hat, der hat ihn nicht gekannt. Jeder Theologiestudent im ersten Semester kennt die Situation, wenn der Professor im bibelwissenschaftlichen Seminar ihm, manchmal mit einer gewissen Lust, alle beliebigen Bibelseiten verleidet: Dies ist später hinzugefügt, dies hat wohl der Evangelist sich ausgedacht, na gut, dieser Halbsatz könnte tatsächlich von Jesus stammen. Der Glaube der Christen steht, was diese Form der Beweisbarkeit angeht, auf tönernen Füßen.

Religionen sind zu einer bestimmten Zeit aus einer bestimmten historischen Situation heraus entstanden. Sie waren nicht auf einmal einfach da, sie haben sich in all ihren Großartigkeiten, Abgründen und Widersprüchen entwickelt. Sie müssen über Wahrheit reden, das ist ihr Kern, aber sie müssen auch wissen, dass diese Wahrheit letztlich außerhalb der historischen Wirklichkeit liegt. Dies sollte ein bisschen misstrauisch machen gegen alle allzu selbstbewusst vorgetragenen Gewissheiten, gegen alle Versuche, den Glauben einer Religion gewissermaßen als vor allen Seiten fest geschnürtes Paket zu sehen, das möglichst ungeöffnet von Generation zu Generation weiter gegeben werden muss, weil sonst der Relativismus den Glauben schal werden lässt. Für die Christen kommt noch etwas anderes hinzu: Dieser Jesus, nach christlichem Glaube Gottes Sohn, ist ein furchtbar Gescheiterter. Seine Botschaft vom liebenden Gott, erregte das Misstrauen der Obrigkeit, sein Zorn, der Satz, er sei der Sohn Gottes, galt als Blasphemie. Er wurde auf die grausamste in der Antike bekannte Art hingerichtet: Der Kreuzestod vernichtete nicht nur das Leben, er tötete auch die Würde des Hingerichteten. Dass dieser so furchtbar Gestorbene im Triumph aus dem Grab erstanden ist, dafür gibt es bis heute keinen Beleg. Mehr noch: Diese Auferstehung wäre gegen jede Wahrscheinlichkeit. Es gab nur diesen unerschütterlichen Glauben seiner Anhänger, und es gibt, gegen jede Wahrscheinlichkeit, die mehr als erstaunliche Tatsache, dass sich diese Glaubensgewissheit über 2000 Jahre hinweg gehalten hat.

Kann man, wenn das so ist, überhaupt noch glauben? Man kann, denke ich. Man kann, wenn man bereit ist, sich dem schwankenden Boden anzuvertrauen, der sich da einem anbietet. Ich gehe sogar einen Schritt weiter: Man kann nicht nur so glauben - es ist letztlich die reifere Form zu glauben. Denn es bedeutet, die Verunsicherung zu akzeptieren die sich da vor einem ausbreitet. Es bedeutet zu wissen, dass man da gerade mit bestenfalls zweitbesten Erkenntnismöglichkeiten über die letzten Dinge nachdenkt. Und dann erscheint einem Gott nicht als die himmlische Supernanny, die einem an der Hand durchs Leben führt, sondern, bei aller Solidarität mit seinen Geschöpfen, auch als fremder Gott, der einem unbegreiflich und auch unheimlich, gar abgründig bleiben muss. Der Glaube an einen fremden, gescheiterten Gott beschreibt die Paradoxie des christlichen Glaubens: Ohne Scheitern keine Erlösung, ohne Tod kein Leben, ohne Zweifel und Verzweiflung kein Glauben.

Das ist anstrengend, und die Versuchung ist natürlich groß, sich die Unsicherheiten und Irritationen ersparen zu wollen, gewissermaßen zu sagen: Mein Glaube ist fest, da wackelt

nix. Aber den Glauben auf diese Weise vor allem als Versicherungsglauben zu sehen, der einem die Unwägbarkeiten des Lebens erspart oder zumindest abfedert, hat seine engen Grenzen. Und auch klare Gefahren: Ein reiner Versicherungsglaube funktionalisiert die Religion, wie es einst, in bester Absicht, der Policywissenschaftler Johann Heinrich Gottlob von Justi tat. Er beruhigt bestenfalls oberflächlich. Häufiger aber lässt er einen ängstlich auf den Punkt starren, an dem er vielleicht nicht mehr funktionieren könnte. Er lässt einen unbeweglich werden und ans Angesparte denken, ob ans angesparte Heil des Einzelnen oder die Rücklagen der Landeskirche. Einem solchen Versicherungsglauben jagte zum Beispiel der junge Augustinermönch Martin Luther nach: Er betete, fastete, kasteite sich, immer in der Angst, dass alle seine Gebete und guten Werke nicht reichen könnten, dass Gott ihn deshalb beim Jüngsten Gericht gnadenlos zur ewigen Verdammnis verurteilen würde. Es gehört zu seinen wirklich großen Erkenntnissen, dass dies so nicht sein kann, weil Gott den Sünder, das Unvollkommene den Menschen in seiner Menschlichkeit zuerst angenommen hat.

Deshalb hat im Christentum das Unvollkommene seinen Platz, das Gebrochene, Leidende, Abgründige und Zweifelnde. Das Christentum kennt die dunkle Seite des Lebens. Es lässt sich auf diese Seite ein, weil es glaubt: Das Dunkle behält nicht das letzte Wort. Der schwankende Boden trägt. Dieses Verständnis von Glaube und Religion hat auch Folgen für das Verhältnis von Religion und Öffentlichkeit, für das institutionelle Selbstverständnis einer Kirche und für die Frage, wie Christen in Staat und Gesellschaft wirken, politisch wirken sollen.

Der Glaube an den irritierenden Gott bedeutet erstens, ich habe es bereits mehrmals angedeutet, Wahrheit als nie zu erreichtes Ziel einer immer doch notwendigen Suche zu begreifen. Man kann sie nicht besitzen, die Wahrheit, und eigentlich steckt diese Erkenntnis paradoxerweise in dem verärgerten Ausruf, dass da wohl jemand die Wahrheit gepachtet habe: Natürlich kann man die Wahrheit auch nicht in diesem Sinne pachten, dass man einen Preis bezahlt, und dann kann man einen Zaun ums Grundstück ziehen und alle anderen aussperren. Mir gefällt das Bild in einem anderen Sinn: Man kann das Feld beackern, das einem da auf Zeit überlassen wurde. Aber irgendwann muss man Rechenschaft geben, was man gesät und geerntet hat. Die Erkenntnis daraus müsste also lauten: Die Wahrheit gehört jemandem anders, nämlich Gott. Woran der Christ sich halten kann, ist die Zusage Gottes, dass die ehrliche und ernsthafte Suche nach der Wahrheit trotz aller menschlichen Grenzen nicht vergebens sein wird. Immer wenn die Christen dies missach-

tet haben, waren die Folgen nicht schön für alle, die anders glaubten, als die jeweils obersten Interpreten und Hüter des Glaubens es taten. Oder, andersherum gesagt, war der Abgrund nicht fern, in den der Glaube führen kann. Andersherum hat diese Erkenntnis auch Christen immer wieder die Kraft gegeben, gegen innenweltliche Totalitäts- und Wahrheitsansprüche Widerstand zu leisten, die des Nationalsozialismus, die des Kommunismus, auch gegen jene, die die Herrschaft des Geldes religiös zu überhöhen sucht. Das ist ein wichtiges Wächteramt, das den Christen aufgetragen ist: Sie müssen immer dann widersprechen, wenn einer beansprucht, die Welt erklären und in ihrer Ganzheit deuten zu können, wenn einer mit einem Menschheitserlösungskonzept kommt.

Dieses Amt wird in den kommenden Jahren in ganz neuer Weise wichtig werden. Die alten und neuen totalitären und fundamentalistischen Versuchungen haben mit dem Internet ein ubiquitäres Medium gefunden. Man kann dort nicht nur sich seriös informieren und seriös informieren - wie wir Journalisten, in all unseren Grenzen, das zu tun versuchen. Man kann auch im Gegenteil Wahrheitskonstruktionen weltweit verfügbar machen, wie schräg oder auch menschenverachtend sie sein mögen - oder andersherum sich nur über das informieren, was ins eigene Wahrheitskonstrukt passt. Die Algorithmen der Suchmaschinen fördern diese Haltung: Wer einmal etwas über Chemtrails gegoogelt hat oder über kriminelle Flüchtlinge, der bekommt mehr und mehr Seiten über Chemtrails oder kriminelle Flüchtlinge präsentiert. Die Mathematik der Suchmaschinen ist auf die Fokussierung des Kunden auf seine Interessen angelegt und damit auf die Verengung seines Horizonts. Wem aber das Andere, das zum Zweifel und zur Irritation führen könnte, herausgefiltert wird, der setzt sich, seine Meinung, seine Glaubensgrundsätze absolut, und sieht sich in der weiten Welt des Netzes immer auch bestätigt. Viele der aggressiven, hasserfüllten Kommentare, die zur Zeit durchs die Foren und die Facebook-Debatten geistern, haben dieses Glaubenskonstrukt zur Grundlage.

Dagegen müssen nun, eine Ironie der Geschichte, die Christen und die Vertreter der organisierten Christenheit das Lob des Zweifels singen, gegen das Überhandnehmen der millionenfachen Unfehlbarkeitserklärungen und Verdammungen der Andersgläubigen und Skeptiker. Sie müssen Anwälte von Sätzen werden wie: „Könnte es sein, dass es auch anders ist?“ Und: „Ich weiß es nicht“. Und: Ich muss darüber nachdenken. Und auch: Es könnte sein, dass du recht hast. Sie müssen Anwälte des strittigen, aber auch fairen Diskurses werden. Ihre Aufgabe ist es, der Empörungsblase, die da gerade an Volumen gewinnt und gewinnt, die Luft rauszulassen. Sie müssen dem gegenwärtigen Bürgerkriegs-

gerede, das derzeit selbst respektable Philosophen wie Peter Sloterdijk und Botho Strauß ergriffen hat, ein paar Abrüstungssätze entgegensetzen: Es lohnt sich, um die Wahrheit zu streiten. Es schadet, in den intellektuellen Schützengraben zu springen. Und vielleicht wäre das Mal ein Thema für die schöne Fastenaktion „Sieben Wochen ohne“: Sieben Wochen ohne Besserwisserei und Welterklärertum“. Ein wahrhaft edler Verzicht.

Der Glaube an den Gott des Zweifels bedeutet zweitens, leidempfindlich zu werden. Der leidende, schwache, schutzbedürftige Mensch, die verletzte Würde des Menschen ist der Maßstab der Suche, die ich gerade beschrieben habe. Von daher ist diese Suche, trotz aller Zweifel, nicht wahrheitslos - und vor allem ist sie dadurch nicht ziellos. Die Orientierung am Bedürftigen, Schwachen, Unvollkommenen ist ein Wesensmerkmal des Christlichen - gegen den Kult um die Vollkommenheit und den Erfolg der antiken Religion. Die evangelische wie die katholische Kirche haben diesen Gedanken in der Option für die Armen und dem Begriff der Beteiligungsgerechtigkeit zu zentralen Inhalten ihrer Sozialethiken und -lehren gemacht. Dies gehört zu den bedeutenden theologischen Erkenntnissen, die sich in den vergangenen dreißig, vierzig Jahren durchgesetzt haben. Dies hat auch Folgen für die Starken, Erfolgreichen und Wohlhabenden: Stärke, Erfolg und Wohlstand existieren nie um ihrer selbst willen. Sie sind nicht aus sich heraus Beweis der Zuneigung Gottes, sie sind im Gegenteil erst durch die Verpflichtung gerechtfertigt, Stärke, Erfolg und Wohlstand auch zugunsten der Schwachen einzusetzen. Diese Leidempfindlichkeit ist zudem ein wichtiges Merkmal des Christentums als Erinnerungsgemeinschaft, die das Vergangene und die Gegenwart verbindet. In Jesu Einsetzungswort „tut dies zu meinem Gedächtnis“ wird die Erinnerung an den leidenden, gefolterten Gott Gegenwart und mit ihm die Erinnerung an alle leidenden, gefolterten, ermordeten Menschen. Daran immer wieder öffentlich zu erinnern - auch das ist eine zentrale öffentliche Aufgabe der Christen. Sie wird es umso mehr, als auch im reichen Deutschland die Verteilungskonflikte zunehmen werden: zwischen Flüchtlingen und Obdachlosen, zwischen Millionen-Erben und prekär Beschäftigten. Auch zwischen gut ausgebildeten und fleißigen Menschen, die voller Empörung das Gefühl haben, sie bezahlen den Staat, und Menschen, die voller Zorn sind, weil sie nie eine richtige Chance auf eine Ausbildung, einen Job, ein einigermaßen bürgerliches Leben hatten. Und zwischen Alten, die jede Menge Rente und Gesundheitsversorgung kosten - und Jungen, die das nicht mehr unbedingt bezahlen wollen. Sie wird auch im weltweiten Maßstab umso wichtiger werden, je mehr die Menschheit tatsächlich eine globale Gemeinschaft mit globalen Chancen, aber auch globalen Problemen wird - was das heißt, spüren wir gerade.

Und so gehört drittens auch zum Wissen um die Grenzen der Glaubensgewissheit das Wissen um die Grenzen unseres eigenen Lebensweise und Lebensstils. Den nach den Anschlägen von Paris häufig gesprochenen und geschriebenen Satz, dass es nun gelte, unsere Werte und unsere Lebensweise zu verteidigen, habe ich mit innerem Zwiespalt gehört. Natürlich müssen die westlichen Länder ihre Bürger und ihren inneren Frieden schützen gegen Bombenleger und Selbstmordattentäter. Ja, sie müssen die Freiheit verteidigen, dass man unbesorgt in Konzerte und Cafés gehen kann und in Fußballstadien. Sie dürfen sich nicht von dem Schrecken beherrschen lassen, den Terroristen verbreiten wollen. Aber unsere westliche Lebensweise, auf die wir in vielem zu recht stolz sind, hat ihre Abgründe. Zu diesen Abgründen gehört, dass Näherinnen in Bangladesh in den Trümmern ihrer gegen alle Vorschriften erbauten Fabrik sterben, weil wir billige T-Shirts kaufen wollen, dass Menschen sterben in den Konflikten um den Abbau der so genannten Seltenen Erden, ohne die unsere Smartphones nicht funktionieren. Dazu gehört, dass wir zur Hebung unseres Wohlstands über Jahrzehnte bedenkenlos Öl und Kohle verfeuert und die Ressourcen dieser Erde verbraucht haben, sodass nun Millionen Menschen im buchstäblichen Sinn das Wasser bis zum Hals steht. Und dazu gehört, dass im Namen des Westens und der Freiheit Kriege geführt wurden, die den Menschen nicht Freiheit, Frieden und Demokratie brachten, sondern nur neues Leid und neuen Krieg. Auch in dieser Hinsicht haben die vielen Millionen Flüchtlinge, die derzeit durch die Welt irren, mit unserer Lebensweise zu tun, mit dem Widerspruch aus unseren guten Werten und den nicht immer guten Resultaten. Was rechtfertigt Eure Lebensweise, Euren Lebensstil? Diese Frage werden sich die so selbstgewissen Industrienationen in den kommenden Jahrzehnten sehr drängend fragen lassen müssen. Und wir werden die Frage uns bis in den persönlichen Bereich kritisch selber stellen müssen und, wenn wir ehrlich zu uns sind, zu dem unangenehmen Ergebnis kommen: In vielen Bereichen können wir nicht weiter so leben wie bisher.

Sich auf den rätselhaften und fremden Gott einzulassen heißt viertens, sich auf das Fremde einzulassen - und zwar im Bewusstsein des Eigenen. Die Begegnung mit dem Fremden, dem fremden Menschen wie auch fremden Situationen, Wegen und Lebensentwürfen wird in einer sich schnell wandelnden Welt unausweichlich zu unserem Alltag werden. Das Fremde ist uns nah geworden, auf den Pelz gerückt, näher, als wir es je gedacht hätten. Wie sehr, hat uns die Flüchtlingskrise gezeigt, wird uns die Flüchtlingskrise auch weiterhin zeigen, schmerzhaft zeigen. Auch vor dem Bürgerkrieg in Syrien waren Millionen Men-

schen zu Heimatlosen geworden, weit weg, in Afrika. Dann, nach dem Ende des Arabischen Frühlings, dem Zusammenbruch der Ordnungen in Libyen, Syrien und Teilen des Iraks, ist ein Teil dieser Flüchtlinge zu uns gekommen. Bei allen Problemen, die nun offenbar werden, bei allen Grenzen der Kapazitäten, die selbst in einem reichen Land wie Deutschland allmählich sichtbar werden: Ich bin nach wie vor stolz auf dieses Land und die Mehrheit seiner Bürger, wie Land und Bürger die Fremden aufgenommen haben. Ich bin stolz auf die Polizei, die diese Flüchtlinge menschlich behandelt, auf die angeblich so unbeweglichen Behörden, die sich auf Situationen eingestellt haben, von denen sie vor kurzem noch gar nicht wussten, dass es diese überhaupt geben könnte, auf jene 10,9 Prozent der Deutschen, die, wie das Sozialwissenschaftliche Institut der Evangelischen Kirche herausgefunden hat, konkret um die Angekommenen kümmern, ob in der Kleiderkammer oder im Sprachkurs - das sind mehr, als sich in den Sportvereinen des Landes engagieren. Wir leben in einem Land, in dem die Institutionen funktionieren, in dem auch die demokratische Kultur funktioniert, selbst in Krisenzeiten. Auch das sollte man immer wieder mal sagen.

Die Willkommensparty, die vergangenen Spätsommer in vielen deutschen Städten und ganz besonders in meiner Heimatstadt München stattfand, war gut und wichtig - man braucht solche Feste, um sich an sie zu erinnern, wenn es schwierig wird und die Mühen der Ebene kommen. Ein Verunsicherungsglaube weiß aber auch, dass dies nie die ganze Wahrheit sein kann. Die Begegnung mit dem Fremden ist immer eine Zumutung - die Begegnung mit den eigenen fremden Seiten und die Begegnung mit dem fremden Menschen. Die Zumutungen werden in den kommenden Jahren für beide Seiten groß sein, für die neu Gekommenen wie für die Einheimischen. Die Alteingesessenen werden respektieren müssen, dass Menschen mit ihrer eigenen Religion und ihren eigenen Sitten und Weltansichten kommen - die Neuen werden respektieren müssen, dass Religion, Sitten und Weltansichten ihre Grenzen in den Grundrechten und den Gesetzen des Landes haben und dass sie auf Dauer nicht in Distanz zu einer freiheitlichen und pluralen Gesellschaft werden leben können. Die Stärke einer demokratisch verfassten Gesellschaft wird sich darin zeigen, dass sie diese Zumutungen ebenso einfordert wie aushält. Sie wird das umso eher schaffen, wie sie sich der eigenen Wurzeln und Grundlagen bewusst ist. So, wie ein Ich-starker Mensch in der Begegnung mit dem Fremden eher eine Chance als ein Risiko sieht, wohingegen einer mit Identitätsproblemen dazu neigt, dem Fremden feindlich gegenüber zu stehen, so ist es auch mit der Gesellschaft, dem Staat insgesamt. Und so wagt auch ein reifer Glaube, der dem schwankenden Boden traut, eher die Begegnung mit dem Unbe-

kannten. Dem Fremden zu begegnen und selber fremd zu sein gehört schließlich zu den Grunderfahrungen der jüdischen wie christlichen Geschichte. Beiden Religionen hat Gott mit auf den Weg gegeben: „Du sollst den Fremdling nicht bedrücken, denn ihr seid auch Fremdling gewesenem Ägyptenland.“

Es bedarf also die alte Linie des staatlich geförderten Versicherungsglaubens, wie ihn vor 234 Jahren der Polizeidirektor Heinrich Gottlob von Justi formulierte, dringend der Ergänzung. Es braucht im Verhältnis von Staat und Kirchen, von Religionen und Öffentlichkeit eine durchaus bedeutende Akzentverschiebung. Ja, die Kirchen werden noch lange dafür sorgen, dass, salopp gesagt, der Laden läuft, Gott sei Dank. Sie werden aber zunehmend Verunsicherungs-, Irritations- und Einspruchskraft sein müssen - um ihrer selbst willen und um der Gesellschaft willen, in der und aus der heraus diese Kirchen leben. Um der Kirchen selber willen, weil eben der Einspruch und die Verunsicherung der weltlichen Maßstäbe ihrem Auftrag entspricht, von der Wirklichkeit jenseits dieser Wirklichkeit zu künden und von der Inkarnation Gottes in diese Welt, die alle menschlichen, weltlichen, staatlichen Maßstäbe vorläufig und zweitletzte sein lässt. Und dann aber auch, weil ihre Rolle als, zugespitzt gesagt, Versicherungsagentur des Staates an die institutionelle Stärke der Kirchen gebunden ist, an ihre Fähigkeit, die Gesellschaft möglichst weitgehend zu durchdringen und zu formieren. Diese Fähigkeit wird abnehmen, weil die Zahl der Kirchenmitglieder zurückgehen, die Bindungskraft von Institutionen insgesamt schwinden wird. Und entsprechend wird, wenn die Kirchen trotzdem ihre alte institutionelle Stärke halten wollen, die Versuchung stärker werden, um sich selber zu kreisen, sich narzisstisch die Frage zu stellen, wie man überkommt bei den Leuten, die Institution zu heiligen und nicht Gott.

Sie merken, wem ich an dieser Stelle viele Impulse verdanke: Es ist Jorge Mario Bergoglio, seit nunmehr fast drei Jahren Papst Franziskus. Eine Kirche, die narzisstisch um sich selber kreist, wird krank, hat er gesagt. Gesund kann sie nur sein, wenn sie zu den Menschen geht, bei den Verwundeten des Lebens ist, wenn immer dort Einspruch erhebt, wo der Mensch zum Objekt des Menschen wird, zur ökonomischen Größe, ohne auf die Frage Rücksicht zu nehmen, ob ihr das im augenblicklichen politischen Gefüge nutzt oder schadet. Die Kirche erfüllt ihren Auftrag nicht, wenn sie ängstlich ihren Besitzstand wahrt, sondern wenn sie sich auf den Menschen einlässt, wenn sie Barmherzigkeit lehrt und übt, die Anarchie der Liebe Gottes. Ich glaube, dass dies auch für die Kirchen in Deutschland gilt, ob katholisch oder evangelisch. Und ich merke an den Reaktionen vieler mehr und auch weniger gläubiger Menschen, denen ich begegne, dass diese Haltung des Papstes

die Menschen beeindruckt, über die Grenzen der Institution hinaus. Ja, es ist ein historisches ökumenisches Ereignis, dass dieser Papst am 31. Oktober 2016, zum Beginn des großen Reformationsgedenkens, nach Lund in Schweden zum Lutherischen Weltbund fährt, der dort seinen Gründungstag vor 70 Jahren feiert. Ich halte es aber für die noch größere ökumenische Leistung, die christlichen Kirchen daran erinnert zu haben, dass sie sich lieber institutionell verbeulen und verschrammen lassen sollen, als nicht dort zu sein, wo das Leben gelebt wird. Wenn Gott alle menschlichen Maßstäbe über den Haufen wirft - dann müssen auch die Kirchen bereit sein, immer wieder dies zu tun und zu fragen: Dient das dem Leben, dient das dem Menschen?

Diese Verunsicherungskraft der christlichen Kirchen wird auch für den Staat an Bedeutung gewinnen. Er selber kann ja nicht der oberste Verunsicherer sein, im Gegenteil. Er muss Sicherheit bieten, das ist eine seiner Kernaufgaben: Rechtssicherheit nach innen und gegenüber äußeren Vertragspartnern, Sicherheit gegenüber möglichen Feinden von außen und von innen, den Schutz vor Kriminalität, die Sicherheit der öffentlichen Plätze, der Kranken- und der Rentenversicherung. Er braucht aber Kräfte, die die Grenzen dieses Sicherheitsdenkens aufzeigen. Es braucht Kräfte, die auf andere Wirklichkeiten hinweisen - die der Versuchung des Staates entgegenwirken, sich selber absolut zu setzen. Der Staat selber kann das nicht tun. Er braucht jemanden, der das für ihn, innerhalb seines Geltungsbereichs - und manchmal auch gegen die dort Handelnden tut. Das können und dürfen nicht die Kirchen allein und mit Exklusivitätsgarantie versehen sein - wie gesagt, auch Journalisten gehören, neue vielen anderen Gruppen zu der Spezies, die verunsichern, aber auch sich selber verunsichern lassen sollen. Die Kirchen sind jedoch die größten Gruppen, die dies tun können - und sie haben einen besonderen Grund dazu, den ich gerade beschrieben habe. Der Staat braucht diese Verunsicherungskraft umso mehr, als dass ja auch die Garantien des Staates selber zunehmend vorläufig werden, die Versprechen der Politik brüchig, die Vorhersagen der Akteure, die Journalisten eingeschlossen, von begrenzter Reichweite. Wir tasten uns voran, wir irren, gehen zurück, suchen einen neuen Pfad. Es bleibt wenig anders übrig, bei all dem, was auf das Land einströmt: Die Flüchtlinge sind da, und ein kalter Krieg mit Russland droht auch. Ob der Euro hält oder Europa - und ob unsere paar Bemühungen reichen, das Weltklima wenigstens einigermaßen im Gleichgewicht zu halten, das alles weiß niemand.

Im Grunde ist diese politische Lage im Land nicht sehr anders als die Situation des zweifelnden Gläubigen: Er weiß, dass alles schwankt, dass alle Sicherheiten begrenzt sind.

Aber er vertraut darauf, dass dieser schwankende Boden hält. Vielleicht war das der Fehler jenes denkwürdigen Herbstes 2015: Bundeskanzlerin Angelas Merkels Satz „Wir schaffen das“ war ein Versicherungssatz. Ihm fehlte der notwendige Zusatz: Wir schaffen das - mit einer großen gemeinsamen Anstrengung; wenn wir uns auf die Unwägbarkeiten einlassen, die da auf uns zukommen; auch wenn wir nicht alle Probleme in den Griff bekommen werden. Und wir, die wir hier stehen, werden wahrscheinlich gar nicht mehr mitbekommen, ob es geklappt hat oder nicht. Es fehlte in diesen Tagen der Zweifel, die notwendige Irritation, wohl auch bei uns Journalisten. Und viele Menschen merkten das - und ihr Misstrauen wuchs. In Wahrheit ist es nämlich eine große Stärke, die Unsicherheit zugeben zu können, in der alle Handelnden und Schreibenden in dieser Zeit stecken. Nur müssen wir da alle noch ein bisschen lernen.

Journalisten werden, wenn sie zu solchen Reden eingeladen werden oft nach Rezepten gefragt. Sie merken, dass es mir schwer fällt, ihnen jetzt welche da zu lassen. Die irritierende Seite Gottes zu betonen beantwortet ja nicht selbstredend die Frage, ob es eine Obergrenze für Flüchtlinge im Land geben soll oder nicht. Ich selber denke, dass aus dem Gesagten hervorgeht, dass es keine geben darf, weil man, denkt man dies in aller Konsequenz zu Ende, man zumindest in der Nähe der Petry'schen Schießbefehlsdebatte landet. So viel Mut zur Wahrheit muss sein. Aber kann ich mir bis da bis ins Letzte sicher sein? Nein, das kann ich nicht. So viel Irritation muss ich mir selber zumuten. Ich kann bestenfalls eine Haltung anbieten beim Pfadfinden, eine große Richtungsangabe beim Versuch, das Nadelöhr zu finden, durch das wir, die Reichen, die - heilsgeschichtlich gesehen - Kamele doch noch ins Himmelreich schlüpfen könnten. Es wäre, wenn ich mich richtig verständlich gemacht habe, eine Haltung, die versucht, sich auf den schwankenden Boden voller Vertrauen, ich sage: Gottvertrauen einzulassen, gut gelaunt einzulassen. Es wäre der Versuch, das Menschliche vom Unmenschlichen zu trennen, die Zynismen und die Doppelbödigkeiten zu enttarnen. Es wäre der Gegenentwurf zu den wachsenden Fundamentalismen im Land, gegen die millionenfache Absolutsetzung einer bestimmten Glaubensform oder der letzten Google-Suchselbstgebastelten Meinung. Es wäre ein fröhlicher Glaube, dass man die letzte Wahrheit getrost den Instanzen im Jenseits überlassen kann - gegen all die Verhärtung im Land, die da zu wachsen scheinen. In diesem Sinne: Lassen wir uns verunsichern in diesem Jahr!

Theologie und Spiritualität an der Basis von Herbert Erchinger

"Martin Luther hat die Kirche zum Hörsaal gemacht." Dieses Wort geht mir nicht aus dem Kopf. Wir tragen ja heute noch als Talar ein akademisch nüchternes Professorengewand. Natürlich war es eine großartige Leistung, dass Luther die Kirche auf ein akademisches und intellektuelles Niveau gebracht hat. Luther selbst konnte das noch durch deftige Sprache mit Volkstümlichkeit verbinden und "dem Volk aus Maul schauen". Und doch wurde die Predigt mehr und mehr zur akademischen Vorlesung. Als Monolog natürlich. Die Gemeinde kam dabei nicht zu Wort. Das gemeine Volk wurde abgehängt und belehrt. Dies hatte Folgen für die intellektuell orientierten Pfarrerrfamilien. Auf den Dörfern waren sie oft wenig in die Dorfgemeinschaft integriert. Auf Grund ihres intellektuellen Vorsprungs waren sie oft isoliert und gehörten einer anderen Bildungsschicht an. Der Abstand zwischen Bevölkerung und Pfarrer und oft auch seiner Familie war meist groß. Ich habe das als Pfarrerskind selbst so empfunden. „Du wirst doch wohl nicht zum Schützenfest oder zum Sommerball gehen!“ Alles hoch professionalisiert und aus hoher Bildung herabschauend. Und Karl Barth und Bultmann haben es auch nicht an die Basis geschafft. Wo bleibt da das allgemeine Priestertum aller Gläubigen? Eine schlichte Spiritualität kann sich nicht entwickeln und wird sofort auch heute noch hämisch als Kuschel-Religiosität herabgewürdigt.

Da war mir mein seit über 30 Jahren bestehender Taizé- Kreis ein wichtiger Lernprozess. Die Andachten, Meditationen und Gottesdienste ruhen auf vielen Schultern. Jeder kann einen Text beitragen. Viele fühlen sich verantwortlich. Im Unterschied zu normalen Gottesdienstvertretungen, die ich noch dann und wann übernehme, empfinde ich bei Taizé- Andachten überhaupt keinen Stress. Obwohl ich noch eine Leitungsfunktion habe und oft erst 30 Minuten vor Beginn geklärt ist, wer welche Texte in welcher Reihenfolge liest. Es herrschen Vertrauen und Liberalität. Es muss nicht alles perfekt sein und genau zum Thema passen. Der Taizé-Kreis wählt eine oder zwei Wochen vorher das Thema. (zB Angst, Hoffnung, Berufung, Flucht, Neuanfang). Im Unterschied zur Monolog-Predigt im normalen Gottesdienst werden neben einem Bibeltext ca 5 meditative Texte zum Thema gelesen. Entweder selbst verfasst oder von Dichtern oder meditativen Poeten und Schriftstellern. (zB Kurt Marti, Jörg Zink, Khalil Gibran, Ernesto Cardenal, Rilke oder Hölderlin.) Zwischen den Texten immer Schweigen und Gesang. Manchmal eine Art spirituelle Dichterlesung. Manchmal auch humorvolle Einlagen. Zum Abschluss offene Gebetsphase. Ich bin oft nach den Andachten erstaunt, wie gut wieder alles zueinander gepasst und sich ergänzt hat. Die Stille des Schweigens nach den Texten und der meditative Gesang steigern spürbar die Wirkung. Auch Rituale haben wir neu entdeckt. (zB Aschenkreuzsegnung am Aschermittwoch und persönliche Segnung in der Nacht der Lichter vor der Adventszeit.) "Religion ist eine sinnliche Erfahrung." Da kann ich Nawid Kermani nur zustimmen.

Was mich nach Jahrzehnten intensiver Jugendarbeit, Stadtteilarbeit, Studentengemeinde mit vielen politischen und sozialen Arbeitskreisen und Initiativen ermutigt, ist die hohe Kontinuität und Stabilität des Taizé-Kreises. Was hat der Aktivismus der sozialen und politischen Initiativen früher für Kraft gekostet! Immer wieder erinnern, einfordern, auf Termine und Fristen hinweisen. Leute kommt! Lasst mich nicht im Stich! Ich habe doch schon zugesagt! Erhobener Zeigefinger, Leistungsdruck pur. Bei Taizé ist das ganz anders. Es ist kein Pflichtgefühl und kein Über-Ich, das sie antreibt. Es ist das eigene

Interesse und die Freude an der spirituellen Gemeinschaft. Man kommt immer, weil es das eigene Bedürfnis ist, ob's stürmt oder schneit. Auch in den Ferien gibt es keine Pause. Auch die Gruppenstruktur ist interessant: Alle Altersstufen von frisch Konfirmierten bis zu Senioren über 86, (überwiegend aber die Alterstufe über 50) viele Alleinstehende, überwiegend Frauen, viele Menschen mit gesundheitlichen, psychischen, beruflichen und partnerschaftlichen Problemen.

Ein zentraler Genuss ist für mich der mehrstimmige Gesang, ich spiele Gitarre mit anderen, dazu kommt meist noch eine Geige und manchmal auch ein Cello. Dies Eingebundensein ist für mich wunderbar.

Familiäre Kuschel-Atmosphäre? Ja, aber ohne Ruhe und Erfahrung von meditativer Stille und Geborgenheit in der Gemeinschaft gibt es kein durchhaltefähiges christliches Engagement. Und mit provozierenden und mahnenden Texten wird häufig genug wirkungsvoll gegen den Strich gebürstet. Das sehe ich auch als meine Aufgabe.

Viele kontroverse politische oder soziale Themen kommen bei uns zur Sprache. An Friedens- und Umweltaktivitäten sind wir beteiligt. Das Engagement in der Flüchtlingsarbeit ist häufiges Thema. Mehrere im Taizé-Kreis sind da aktiv. Bei der Nacht der Lichter im November war eine ganze Gruppe jugendlicher Flüchtlinge mit dabei. Einige haben sogar an der persönlichen Segnung teilgenommen, obwohl sie Muslime waren. Jeder ist willkommen, das ist ein Grundprinzip.

Das führt zu einer gewissen spirituellen Selbstfindung. Buddhisten-Texte kommen vor, Meditationstexte unterschiedlicher zT therapeutischer Richtungen. Auch konfessionelle und religiöse Vielfalt ist selbstverständlich. Zum Abschluss nach Gebet und Segen wird oft kräftig, aber respektvoll diskutiert.

Oft ist es meine Aufgabe, konfessionelle und religiöse Unterschiede, die oft nicht mehr bekannt sind, zu erklären. Da hilft mir, dass mich Religions- und Dogmengeschichte schon immer sehr interessiert haben. Auch hier wieder der Unterschied: Antwort auf Fragen und nicht Belehrung von oben herab.

Der Begriff Kuschel-Religiosität unterstellt, dass hier ein Rückzug in die Passivität der Geborgenheit stattfindet. Das kann ich nicht bestätigen. Das Gegenteil ist der Fall. Die Stärkung durch meditative Stille führt zu Demut und einer starken Empathie, fördert Akzeptanz der Schwachen und Barmherzigkeit ihnen gegenüber. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Die gegenseitige Hilfsbereitschaft ist erstaunlich. Immer wieder erfahre ich von Krankenhausbesuchen und Hilfeleistungen, die ich nicht erwartet hatte.

"Sowas wollen die Leute" sagte ein Pfarrerkollege abfällig nach einer sehr gut besuchten Taizé- "Nacht der Lichter" mit Kerzenprozession und vielfacher persönlicher Segnung in der Paulikirche. Ja, das wollen die Leute, das sollte man ernstnehmen. Bis vor Kurzem galt Mystik und meditative Stille in den protestantischen Kirchen nichts und wurde als weltflüchtig verdächtigt. Aber das Christentum der Zukunft wird aus mystischen und meditativen Quellen schöpfen. Das Evangelium wird eben nicht nur intellektuell über den Kopf vermittelt, sondern auch durch Gefühle, Atmosphäre, Gemeinschaftserlebnis und Erfahrung der Geborgenheit. Nur Erfahrene Liebe löst Nächstenliebe aus.- Die akademische Kompetenz der Pfarrerschaft ist weiter wichtig. Aber immer mehr das allgemeine Priestertum aller Gläubigen, die in die Mitverantwortung genommen werden. Die Zukunft der Kirche geht von der Basis aus. Und der Kirche außerhalb der Kirche. Aber gewiss nicht von der wasserkopffartigen Behördenstruktur. Und auch die theologischen Fakultäten dürfen nicht nur den Kopf, sondern sollten auch das Herz trainieren.

Fluchtursachen bekämpfen, aber nicht die Flüchtlinge

Von Wilfried Steen

Cornelia Füllkrug-Weitzel, Präsidentin von Brot für die Welt, war am 17. März zu Gast in der Evangelischen Akademie Braunschweig, um zum Thema Fluchtursachen Stellung zu beziehen. Menschen fliehen heute vielfach aufgrund weltweiter „tektonischer Verschiebungen“, die von der Politik der Industrieländer, jedoch auch von globalen Wirtschaftsinteressen angestoßen wurden. Wie können wir zur Beseitigung der Ursachen von Flucht und Vertreibung beitragen? Was können Kirchen und kirchliche Werke tun?

Aktueller hätte ein Akademieabend wohl kaum sein können! Zahlreiche Interessierte waren in den Franziskussaal der Ev. Akademie gekommen, um Cornelia Füllkrug-Weitzel, Pfarrerin und Präsidentin von Brot für die Welt, zu hören und zum Thema zu diskutieren.

Dazu meine Vorbemerkung: Wer Kirche heute der politischen Konturlosigkeit bezichtigt, findet dafür sicherlich manche Anlässe. Aber auf Cornelia Füllkrug-Weitzel kann er sich in keinem Fall berufen!

Die Präsidentin von Brot für die Welt erläuterte angesichts einer aufgeheizten öffentlichen Debatte, Migration sei Normalfall in der Weltgeschichte. Menschen seien aus dem Hunsrück nach Brasilien ausgewandert, aus Irland nach Nordamerika. Wer heute ernsthaft glaubt, Migration in einer globalisierten Welt beschränken zu können, der irrt sich. Abgeschottete europäische Grenzen werden Illusion bleiben. Flüchtlinge lassen sich nicht aufhalten. Heutzutage, da Kapital und Arbeitsplätze um den Globus bewegt werden, haben auch Menschen das Recht, dorthin zu gehen, wo sie sicherer überleben können. Das Problem der Klimaflüchtlinge haben wir in Europa noch gar nicht richtig in den Blick genommen. Der Klimawandel kann in nächster Zukunft 50 Millionen Menschen in die Flucht schlagen, weil die Flut ihr Land vernichtet.

Die Bundesregierung stellt in dieser Wahlperiode 12 Milliarden Euro zur Fluchtursachenbekämpfung zur Verfügung. Dazu kommentiert die Referentin: Mit „Fluchtursachenbekämpfung“ ist vielfach gemeint: Wir halten uns die Flüchtlinge vom Hals! Aber kurzatmige Maßnahmen werden Flüchtlinge nicht davon abhalten, nach Europa zu kommen. Für Länder wie Marokko ist es keine Lösung, sie zu sicheren Herkunftsländern zu erklären. Arbeitsplätze müssen für die vielen jungen Leute geschaffen werden, die auf der Suche nach einem Einkommen sind. Da kann die Europäische Union für Investitionen Hilfestellung leisten.

Zentraler Punkt in der Argumentation Füllkrug-Weitzels: Wirklich Fluchtursachen bekämpfen heißt, langfristig sicherzustellen, dass Menschen in den ärmsten Ländern in Würde leben und arbeiten können.

Dazu formulierte sie unter anderem folgende Forderungen: Die internationale Gemeinschaft hat die Flüchtlingslager im Libanon und Jordanien nicht unterstützt. Jetzt nach der Flucht vieler nach Europa ist plötzlich wieder viel Geld für den UNHCR da. Zur sicheren Unterbringung von Binnenflüchtlingen, zu Bildungsmaßnahmen und Schulen für die Kinder muss durchgreifend mehr geschehen – und zwar unmittelbar und nicht wie bisher großer zeitlicher Verzögerung

Politisch entscheidend für Fluchtursachenbekämpfung ist eine langfristige, nachhaltige Unterstützung von eigenen Initiativen der Bevölkerung in den betroffenen Ländern. Auch beim Syrienkonflikt hätte man früher handeln müssen und zwar nicht mit Waffenlieferungen, sondern

konsequent mit ziviler Krisenprävention. Diese muss in den Mittelpunkt der politischen Arbeit für mehr Gerechtigkeit und Frieden in der Welt gestellt werden. Ebenfalls muss Menschenrechtsschutz angesichts autoritärer Systeme in Krisenstaaten große Priorität haben. Internationaler Waffenhandel ist zu unterbinden! Rüstungsexportbeschränkungen müssen verstärkt werden.

Zur Frage, ob die vielen Millionen Euro für Entwicklungsarbeit bisher gewirkt haben: Entwicklungszusammenarbeit ist wichtig und unverzichtbar. Aber wir geben mit der einen Hand Entwicklungshilfe, mit der anderen nehmen wir den Entwicklungsländern die Ressourcen wie Bodenschätze und landwirtschaftliche Produkte. Brot für die Welt und andere unterstützen die Bevölkerung in Entwicklungsländern vor allem bei ihren Eigenanstrengungen zur Verbesserung ihrer Lebenssituation. Die Menschen dort sollen nicht Objekte unserer Hilfeleistungen werden.

Aus dem diskussionsfreudigen Publikum wurde nach dem Stellenwert von Lobbyarbeit bei Brot für die Welt gefragt. Füllkrug-Weitzel: Lobbyarbeit zum Beispiel für einen fairen Welthandel ist für ein Werk wie Brot für die Welt unverzichtbar. Wer wie Firmen aus der EU Hühnerhälften im großen Stil unter Dumpingbedingungen nach Afrika exportiert, muss sich nicht wundern, wenn die kleinen Hühnerhalter dort bankrottgehen. Im Zeitalter der Globalisierung können große multinationale Firmen die Regierungen armer Länder unter Druck setzen: Wenn ihr unsere Bedingungen nicht erfüllt, müssen wir leider dorthin gehen, wo Löhne und Sozialstandards noch niedriger sind. Nur gemeinsames Einwirken der Zivilgesellschaft auf die Politik kann hier gerechtere Rahmenbedingungen für die Weltwirtschaft schaffen. Aber neben der Weltpolitik stehen auch die einzelnen Menschen im Blickpunkt von Brot für die Welt. Das Werk fördert neben vielen Projektpartnern in Afrika, Asien und Lateinamerika auch die Ausbildung junger Flüchtlinge und Migranten und ermöglicht eine freiwillige Reintegration in ihre Heimatländer.

Zur Frage, was Verbraucherinnen und Verbraucher denn tun können, um auf politische Veränderung zu mehr weltweiter Gerechtigkeit hinzuwirken, weist Cornelia Füllkrug-Weitzel auf den Kauf fair gehandelter Produkte hin. Die kleinbäuerlichen Produzenten von Produkten wie Kaffee und Kakao müssten Chancen auf einen fairen Lohn bekommen, damit sie in Würde arbeiten und leben können.

Das hohe Interesse der Zuhörerinnen und Zuhörer des Abends zeigte, wie sehr das Thema Fluchtursachen die Öffentlichkeit bewegt. Cornelia Füllkrug-Weitzel hat mit ihrem engagierten Vortrag klar Position bezogen: Wir alle müssen die Fluchtursache Armut mit allen Mitteln bekämpfen.

Friede den Menschen, die bösen Willens sind,
und ein Ende aller Rache
und allen Reden über Strafe und Züchtigung.
Die Grausamkeiten spotten allem je Dagewesenen,
sie überschreiten die Grenzen menschlichen Begreifens,
und zahlreich sind die Märtyrer.
Daher, o Gott,
wäge nicht ihre Leiden auf den Schalen
Deiner Gerechtigkeit,
fordre nicht grausame Abrechnung,
sondern schlage sie anders zu Buche:
Laß sie zugute kommen allen Henkern,
Verrätern und Spionen
Und allen schlechten Menschen,
und vergib ihnen
um des Mutes und der Seelenkraft der andern willen.
All das Gute sollte zählen, nicht das Böse.
Und in der Erinnerung unserer Feinde
sollten wir nicht als ihre Opfer weiterleben,
nicht als ihr Alptraum und grässliche Gespenster,
vielmehr ihnen zu Hilfe kommen,
damit sie abstehen mögen von ihrem Wahn.
Nur dies allein wird ihnen abgefordert,
und daß wir, wenn alles vorbei sein wird,
leben dürfen als Menschen unter Menschen,
und daß wieder Friede sein möge auf dieser armen Erde
den Menschen, die guten Willens sind,
und daß dieser Friede auch zu den andern komme. Amen.

(Gebet aus dem Frauen-KZ Ravensbrück)

**Arbeitskreis Brasilien
in der evangelischen Jugend Braunschweig**

E-Mail: rhclemen@gmx.de

Tel. 0531 372527



Brasilienrundbrief März 2016

Ev. Stadtjugenddienst Goslarsche Str. 31

38118 Braunschweig

Postbank BLZ 250 100 30 Kto 359 96308

IBAN: DE11 2501 0030 0035 9963 08

BIC: PBNKDEFF

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Freundinnen und Freunde,

Die Krisen in der Welt werden jeden Tag größer. Wir können die Bilder an den Zäunen Europas kaum ertragen. Wir waren zu lange Nutznießer des Elends der anderen. Darum ist es ermutigend, dass sich hier immer mehr Menschen zur Hilfe bereit finden. Auch in Brasilien haben die Reichen Zäune um ihren Besitz gezogen. Und sie tun es immer noch. Aber die Armen stehen auf, zerschneiden den Zaun und nehmen Anteil am Reichtum für ein Leben in Würde.

Animados pela fé, e bem certo da vitoria, vamos fincar a nosso pé e fazer da nossa historia, animados pela fé. Das ist ein wichtiges Lied in der Organisation der vom Lande vertriebenen Familien in Brasilien. Dieses Lied drückt ihre Überzeugung aus, die sie ermutigt hat, aufzustehen gegen das Elend und das Unrecht. „Ermutigt durch unseren Glauben sind wir unseres Sieges sicher. So werden wir gemeinsam aufstehen und unsere Geschichte selbst in die Hand nehmen.“

Und so gehen sie auch heute aus den Favelas zusammen mit Leuten aus der Landlosenbewegung MST wie Baldomar und Clovis Schregele und besetzen die brachliegenden Ländereien der Regierung oder von Großgrundbesitzern oder ausländischen Konzernen, die das Land als Spekulationsobjekt benutzen. Sie glauben, dass sie das gleiche Recht auf ein Leben in Würde und Anteil am Reichtum des Landes und der Erde haben. Die bestehende Gesellschaft aber verwehrt den Armen den Zugang. Darum können und müssen sie ihre Geschichte selbst in die Hand nehmen.

Baldomar, einst auch landloser Bauer, hat schon mit vielen tausend Familien Landbesetzungen organisiert und lebt jetzt noch auf der Besetzung Saltinho bei Lebon Régis/SC ebenso wie sein Sohn Clovis mit seiner Familie. Clovis ist in den Gemeinerat gewählt und koordiniert die von Baldomar gegründete und ökologisch arbeitende Gemüse-Cooperative, die jetzt schon über 200 Familien als Mitglieder hat.

Über das noch von Präsident LULA initiierte Programm CONAB bringen sie regelmäßig ihre Produkte in die Schulen, zu den Armen und in die Favelas der umliegenden Städte. Und CONAB zahlt. Es ist eines von LULAs Programmen zur Hungerbekämpfung – FOME ZERO.

In den Favelas organisieren sie die Familien für die Landbesetzungen, die dann zuerst in den selbstorganisierten Lagern auf die Legalisierung der Besetzungen warten. Auch dann begleitet sie MST für den Anbau auf dem Land, das sie gemeinsam organisieren.

Nach unserer letzten Überweisung von 3.000 US\$ schrieb Clovis:

„Eure letzte Überweisung ergab 10.875,81 R\$. Einen Teil haben wir für eine Landbesetzung in der Nähe vom Munizip Frei Rogério ausgegeben: Es wurden Planen für die Hütten und Lebensmittel gekauft und die Transportkosten für die Fahrten der Familien zu der Besetzung bezahlt. Eine große Anzahl der Familien hatte kein Geld für diese Kosten. Wir haben Saatgut gekauft, damit die Familien in dem Lager gleich Gemüse anbauen. Und wir zeigen ihnen, wie der ökologische Anbau geht. Wir bringen jetzt noch mehr Familien dahin. Jetzt haben wir schon mehr als 80 Familien. Wir organisieren jetzt, dass 150 Familien ankommen. Das ist unsere Planung.“

Wir danken Gott und Euch für das Geld, das ihr uns geschickt habt. Gott segne Euch und alle, die gespendet haben, für diese große Hilfe, die das Leben von so vielen Familien verbessert.“

Heute ist der Kampf um die Macht in Brasilien weiter entbrannt. Programme wie CONAB stehen auf der Kippe. Clovis organisiert dauernd Verhandlungen und Druck auf die Bundes- und Landesregierung.

20 Millionen Brasilianer sind aus der Armut in die Mittelschicht aufgestiegen. Die Programme zur Hungerbekämpfung von Präsident Lula und seiner Nachfolgerin Dilma Rousseff haben gewirkt. Das wurde durch das Wirtschaftswachstum begünstigt. Aber jetzt stagniert die Weltwirtschaft. Die Preise für die Rohstoffe, von denen Brasilien viele hat wie Soja, Zucker, Eisenerz und Kupfer, sind weltweit gesunken. Die Folge sind sinkende Staatseinnahmen, steigende Verbraucherpreise, höhere Steuern und mehr Arbeitslose. Und die Währung verliert an Wert. 1€ kostete im Juni 2013 nur 2,90BRL, heute kostet 1€ schon 4,36BRL. Die neue Mittelschicht hat Angst vor dem erneuten Abstieg in die Armut.

Die Finanzwelt und die alten Eliten nutzen das aus. Sie schieben mit ihren Medien die Schuld auf die Präsidentin und die Arbeiterpartei (PT).

So sieht das heute Anfang 2016 aus der Sicht von Clovis und den MST-Aktivisten aus:

„Ich konnte nicht früher antworten. Unser Leben ist ein großes Rennen. Keiner wird sich vorstellen können, wie ermüdend die Arbeit für die Verteidigung der Ärmsten ist. Wir kriegen Kritik von den Eliten aus dem ganzen Land. Die Eliten revoltieren gegen ihren Machtverlust aber sie werden die Macht nicht wieder kriegen. Jetzt sind wir von der PT die Zielscheibe der Lügen und Verleumdungen von großen Teilen der rechten Putschisten, die das zusammen mit den besten Medien in Brasilien artikulieren. Sie raubten die Reichtümer Brasiliens und ließen das Volk in der Misere, ohne Recht auf einen Teller Essen. Niemals dachten wir, dass die Beseitigung des Hungers so einen Aufstand unter den Reichsten des Landes verursachen würde. Aber seit der Regierung der PT änderte sich diese Realität. Wir verließen die Landkarte des Hungers. Tausende Unternehmen wurden gegründet. Lula und Dilma pflanzten das größte Hausbauprogramm der Welt ein mit dem Projekt Minha Vida - Minha Casa. Heute erhalten mehr als 13Millionen Familien BOLSA Familia, ein Grundeinkommen. Wir haben die höchste Zahl von Studierenden, die es je gab an den Unis dieses Landes, ohne noch zu sagen, dass 40 Millionen Menschen ihr Leben verbessert haben, in die Mittelschicht aufgestiegen sind. Aber unglücklicherweise greifen heute viele von diesen Menschen, die ihr Leben verbesserten, getäuscht von den Medien, unsere Regierung an zusammen mit dieser Elite, die nicht anerkennt, dass Arbeiter gleiche Rechte haben wie die Besitzer, dass Schwarze auf die Universität gehen.“

Aber Clovis und Baldomar müssen auf ihrem besetzten Land auch für die eigene Familie sorgen: „Es ist eine große Freude, dass wir zusammen mit Vater und Mutter hier auf Saltinho sind, um Euch Nachrichten zu geben. Die Arbeit für die Feldbestellung war dieses Jahr sehr schwierig: sehr viel Regen in den Monaten Oktober, November, Dezember. Im Durchschnitt gibt es hier 120 bis 140 ml im Monat. Aber im Oktober hatten wir 680ml. Es war schwierig zu pflanzen. Aber jetzt sind unsere Pflanzen sehr schön.“

Wir hoffen sehr, dass die Programme zur Armutsbekämpfung weiter gehen.

Ihre

Renate und Hans Goswin Clemen

Gerne kommen wir auch zu Gesprächen.

Zur Reform der biblischen Lesungen im Gottesdienst (Perikopenrevision)

von Dietrich Kuessner

Es folgen auf den nächsten Seiten zwei Beiträge, die ich kurz erklären möchte. Fachleute diskutieren schon seit Jahren, ob die Lesungen im Gottesdienst überarbeitet werden sollten.

Es geht um die Ausschnitte aus dem Neuen und Alten Testament, die im Gottesdienst vorgelesen werden können und über die auch gepredigt wird. Ausschnitt heißt auf griechisch: perikope. Daher der Fachausdruck: Perikopenrevision.

Ich fand die vorzulesenden Texte von Anfang an viel zu schwer verständlich, besonders die Schlangensätze aus den Episteln des Apostel Paulus. Daher tauschten wir bei den Gottesdiensten in Offleben und Reinsdorf-Hohnsleben viele Texte aus. Es gibt ja im Alten Testament schön anschauliche Texte, die sich beim Hörer rasch in Bilder umsetzen. Wie der junge David dem schwermütigen König Saul auf der Gitarre Lieder vorspielt und den bösen Geist vertreibt. Oder: wie der Profet Elia vor den Augen seines Schülers Elisa auf einem feurigen Wagen zum Himmel emporfährt. Die bildliche Darstellung von Chagall hing im Gemeinderaum. oder: in der Apostelgeschichte wie Paulus und Silas im Gefängnis anfangen, Gott zu loben und dann fangen die Mauern an zu wackeln. Oder: die Geschichte vom verlorenen Sohn. Das und vieles andere kam in den gottesdienstlichen Lesungen damals nicht vor. Also: wir machten uns ein eigenes Lesebuch (Lektionar), da konnte die Gemeinde mitlesen, es wurde auch im Konfiunterricht benutzt und ich schickte es ans Landeskirchenamt. Der zuständige Oberlandeskirchenrat Becker gab seine Zustimmung, wie schon zuvor zu unserer eigenständigen Gottesdienstordnung.

Es sprach sich rum: eine Reform ist überfällig. Und die kam auch vor gut 40 Jahren. 1972. Vieles, was wir in Offleben bereits umgesetzt hatten, wurde nun auf großer Ebene durchgesetzt. Vieles auch nicht. 1995 sollte daher noch mal angesetzt werden. Ich saß mit in dem Ausschuss, der die Reform ausbrüten sollte, aber die Vorschläge waren den lutherischen Bischöfen zu radikal. Sie stoppten das ganze Unternehmen. Einen neuen Anlauf nehmen zur Zeit die Universitätsprofessoren,

und schlagen eine „moderate Revision“ vor. Ihr Vorschlag wurde allen Braunschweigern Kirchengemeinden zugeschickt. Die sollten sich dazu äussern. Die allermeisten hatten keine Lust dazu. Das sollten „die da oben“ entscheiden.

Wer ist überhaupt zuständig? Oberzuständig ist der Hörer, der Gottesdienstbesucher. Also; die Gemeinde. Das Recht, über solche Gottesdienstfragen zu entscheiden (lat. das ius liturgicum) liegt bei der Gemeinde. Nicht bei den Bischöfen, nicht bei den Behörden, sondern bei denen, die den Gottesdienst gestalten.

Deswegen mein Rat: Gebt dieses Recht endlich den Gemeinden wieder zurück. Jede Gemeinde sollte also ihr eigenes Lektionar anfertigen.

Wie, wenn man jenen, die im Gottesdienst lesen, zwei Texte zur Auswahl stellte, einen mehr belehrenden und einen anderen mit mehr Handlung – lass die doch entscheiden. Und dann darüber reden und dann vergleichen: wie machen das die anderen Gemeinden, und wie war es früher.

Impulse aus der Behörde? Fehlanzeige.

Impulse vom Pröpstekonvent? Fehlanzeige.

Impulse aus den Pfarrkonferenzen?

Unbekannt. Bei einer Befragung von Pfarrern des federführenden liturgischen Institutes in allen Landeskirchen kam heraus, dass die meisten Pfarrer und Pfarrerrinnen (70 %) keine Reform wünschen. Sie wollen ihre Ruhe haben. Auch wenn sie im Gottesdienst unverständliche Texte den Gemeinden wie Backsteine an den Kopf schmeißen. Is mir doch egal. Was hab ich denn davon?

Wenn die Pfarrer sich wenigstens Zeit nähmen, um mit den Lektoren das Lesen zu üben. Ach was, lesen kann doch jeder. Ja ablesen, aber vorlesen? Sodaß es bis in die letzte Kirchenbank dringt? Unnötig, wir haben ja ein Mikrofon. Schwerhörer sollen sich nach vorne setzen.

Die Revision der Perikopen birgt viele Möglichkeiten, einen lebendigen Gottesdienst auf vielen Schultern gemeinsam zu gestalten. Daran besteht allgemein kein Interesse. Dazu beruft man sich auf das anschwellende AMTSbewußtsein.

Amt der VELKD2
OKR in Christine Jahn
Herrenhäuser Str.12
30419 HANNOVER

Neuordnung der gottesdienstlichen Lesungen etc.

Sehr geehrte Frau Jahn,

als Ruhestandspfarrer der ev.-luth. Landeskirche Braunschweig bekam ich erst jetzt ein Exemplar des „Entwurf zur Erprobung“ zugesandt. Ich weiß also, dass die Zeit für Rückmeldungen am 6. 12. 2015 verstrichen ist. Dennoch muss ich mich zu der Neuordnung des Kirchenjahres äußern. Vielleicht ist ja doch noch etwas zu retten!.....

1. Wer hat den Unsinn mit der Verkürzung der Zahl der Sonntage nach Epiphania und entsprechend die Vermehrung der Sonntage vor der Passionszeit erfunden?
Die Sonntage nach Epiphania stehen unter dem schönen Gesamtmotto „Er offenbarte seine Herrlichkeit“. Das Evangelium zum 4. So. n. Epiphania von der Sturmstillung unterstreicht auf seine Weise wunderschön dies Motto. Ich sehe keine Notwendigkeit, den 4. n. Epiph. zu streichen.
Statt dessen wird nun ein 5. und ein 4. So. vor der Passionszeit eingeführt. Wir hatten ja immer schon Schwierigkeit damit, die Sonntage vor der Passionszeit mit den Namen Septuagesimae und Sexagesimae verständlich zu machen. Sollen die neuen Sonntage jetzt etwa die Namen „Nonagesimae“ und „Octogesimae“ bekommen? Unter welches „Gesamtmotto“ wollen Sie diese Sonntage überhaupt subsumieren? Der Titel „Sonntage vor der Passionszeit“ ist völlig unmöglich. Da hätten Sie besser daran getan, die Zahl der Sonntage nach Epiphania noch um zwei zu vermehren und dafür Septuagesimae und Sexagesimae ganz zu streichen. Dann wäre die Sache sauber gewesen und auf die Epiphaniazeit folgte mit Aschermittwoch sofort die Passionszeit.

2. Und dann kann ich nicht anders, ich muss auf die entsetzliche Sonntagszählerei „nach Trinitatis“ eingehen. Kein Mensch kann sich darunter etwas Theologisches vorstellen. Wer sich etwas unter „Kirchenjahr“ vorstellen will, der kann nur denken: „Da ist den Theologen nichts mehr eingefallen, und dann machen sie so einen Zähl-Quatsch!“
Und dabei gab es die schönen Ansätze, die jeder verstanden hätte:
Nach ein paar Sonntagen „nach Trinitatis“ oder meinethalben auch „nach Pfingsten“ folgen einige „Sonntage nach Johannis“ (24. Juni) und dann einige „Sonntage nach Michaelis“ und damit hätte das Kirchenjahr eine sinnvolle theologische Gliederung nach dem Pfingstfest erhalten und nicht eine langweilige und unverständliche (festlose) mathematische Zählerei. Es gab ja bereits Ansätze für eine offizielle Zählung der Sonntage „nach Michaelis“. Aber die ist jetzt gänzlich gestrichen. Und dabei wäre eine Zählung „nach Johannis“ auf viel Verständnis auch bei kirchenfernen Menschen gestoßen, ist doch der 24. Juni als „Sommersonnenwende“ bei vielen Menschen noch im Gedächtnis. Und ebenso der 29. September: Als Michaelistag oder „Herbstbeginn“ ein allen verständlicher Hinweis darauf, dass jetzt das Jahr seinem Ende zugeht. Das Kirchenjahr ist ja im Grunde eine „Taufe des Naturjahres“. Was wäre es schön gewesen, wenn das Kirchenjahr auch tatsächlich kirchliche Inhalte transportieren würde und die unsägliche Zählerei „nach Trinitatis“ beendet worden wäre!

So, das musste mal gesagt werden - und vielleicht gibt es an verantwortlicher Stelle auch mal vernünftige Theologen, die sich dann für eine sinnvolle theologisch verantwortbare Neuordnung des Kirchenjahres einsetzen.

Zum Lektionar gäbe es einiges Positive zu sagen:

a) Das Lektionar wird im Gottesdienst von Lektoren benutzt, die oft nicht (gut) vorlesen können.

Und da leider die Pastoren mit den Lektoren das Vorlesen nicht üben, ist im Lektionar ein Abdruck der Lesungen mit Zeilenfall in Sinnzeilen sehr zu begrüßen.

b) Die „Durchmischung der Predigtreihen“ ist zu begrüßen. Ich erinnere mich sehr gut daran, dass, wenn ein Jahr lang nur über die altkirchlichen Episteln gepredigt werden musste, mir ein Stein von meinem Pastorenherzen fiel, weil jetzt wieder über Evangelien gepredigt werden durfte.

c) Neue Wochenlieder - sind z. T. zu begrüßen.

(So ist es aber z. B. schade, dass man für den Michaelstag die Lieder „Heut singt die liebe Christenheit“ und „Herr Gott, dich loben alle wir“ gestrichen hat – wann soll man die denn jetzt singen, wo sie doch für diesen Tag gedichtet sind!)

Aber ich will mich nicht in Einzelheiten verlieren. Ich wünsche jedenfalls den an dieser Neuordnung der gottesdienstlichen Lesungen beteiligten Personen, dass sie geistlichen Verstand und Liebe zum Gottesdienst reichlich mitbringen. Amen.

Mit einem freundlichen Gruß –

Gerhard Hinrichs.

Anmerkungen zum Revisionsentwurf der Perikopenordnung.

Werner Busch

1. Das Beibehalten der altkirchlichen Reihen (habe ich richtig gezählt? Immerhin 1/5 wird doch verändert?) ist im Sinne einer ökumenischen Traditionskontinuität schon ein Wert für sich. Gut, wenn ich als Vorbereitender mich gelegentlich daran erinnere, dass ich in einer "Sukzession" stehe. In anderen Konfessionen sind die Lesungstexte aber nicht mit der Hochschätzung der Predigt verbunden wie bei uns. Das Kriterium der "Prädikabilität" sowie der Glaubens- und Kirchenbildung durch schriftbezogene Verkündigung spielt bei uns eine besondere Rolle und sollte als Kompass im Vordergrund stehen. Nicht nur die liturgische, auch die theologische Weiterentwicklung unseres Kircheseins relativiert also den Aspekt der Traditionskontinuität. Kaum jemand - außer ein kleiner Teil der Theologinnen - nimmt diese Tradition auch differenziert wahr. In welcher Predigt wird der Gemeinde schon mal mitgeteilt, dass diese Lesung bereits seit Jahrtausenden zu diesem Fest gelesen und bepredigt wird? Das Gesamtkunstwerk der Perikopenordnung wird also ohnehin nur von wenigen Spezialisten bewundert. Die - wirklich verständliche - Begeisterung daran sollte sich mit der Realität konfrontieren lassen, dass weder Predigende noch Hörende die Systematik voll vor Augen haben geschweige denn durchschauen. Der darin liegenden Erkenntnisschatz bleibt notwendigerweise für die Mehrheit ungehoben. Die Kombination von kirchenjahreszeitlich bezogener Beibehaltung alter Lesungstexte und gleichzeitig neuer Zusammenstellung der Predigtreihen ist auf diesem Hintergrund eigentlich ein ganz guter Ansatz; er erweitert die Predigtmöglichkeiten und behält das alte Gerüst in einem begrenzten Teil der Liturgie bei. Salomo lässt freundlich grüßen.

2. Die großzügigere Aufnahme des Alten Testaments in die Predigtreihen ist klar zu bejahen. Es ist gut, dass weitere biblische Bücher dadurch zu Wort kommen und die "ganze Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments" ausgewogener vertreten ist. Ist ja auch verfassungsgemäß(er). Der Schwerpunkt auf dem NT versteht sich natürlich von selbst. Auffallend ist, dass die religionsgeschichtlich entscheidende nachexilische Zeit im AT - ich meine vor allem die erzählenden Texte Esra und Nehemia - so gut wie gar nicht vorkommt. (Na, immerhin am 25. Juni, S. 491, liegt öfter in den Ferien). In den Themenreihen auch nur sehr am Rande. Damit bleibt eine theologisch für das Gesamtgebilde des altl. Glaubens so wichtige und für die Kanonbildung höchst produktive Zeit leider auch weiterhin den Augen der Gemeinden entzogen. Eine solche Lücke könnte durch eine umsichtig konzipierte Continua-Reihe unter Teil IV gut geschlossen werden. Jona kommt, wenn ich es in der Kürze der Zeit recht gefunden habe, hingegen doppelt vor: ausführlich in der Perikopenreihe und in den Themenreihen unter Teil IV noch einmal (S. 546). Da ist wohl jemand in die Geschichte verliebt. Ähnliche Doppelung auch bei Jeremia. Warum nutzt man die Reihen in Teil IV nicht, um biblische Lücken noch weiter aufzufüllen? Andere Propheten sind durchaus gewichtiger noch als die schöne Jonaerzählung und sie verdienen, als eigene Reihe wenigstens angeboten zu werden: Amos, Hosea, Micha. Hat denn keiner in den Kommissionen die Kommentar- und Predigtarbeit von H.W. Wolff, Klaus Koch u.a. in den 70er bis 90er Jahren mitbekommen? Stattdessen ein totales Übergewicht in der Genesis (S. 546), die jeder Kindergottesdienstmitarbeiter selber gliedern und als Reihe konzipieren kann. Man muss auch fragen, ob nicht ein bisschen zu viel Deutero- und Tritojesaja in den Perikopenreihen drin ist. Auch das ließe sich in einer gut gestalteten Predigtreihe eigens "ausgliedern" und müsste nicht ganz so umfangreich in das normale Perikopensystem genommen werden. Da wiederholt sich theologisch manches. Die Zunahme von Hiob- und Kohelet-Texten ist gut. Das ungerechtfertigt vernachlässigte Thema der Klage rückt damit besser in den Blick. Im Neuen Testament ist nur der Epheserbrief als Predigtreihe knapp aufgegliedert (S. 547). Im Vorfeld des Reformationsjubiläums müsste man doch darauf kommen, mindestens dem Römerbrief eine eigene Reihe zu gönnen. 1. Petr ist auch nach wie vor aktuell und theologisch ein eigener Akzent. Die zuletzt genannten Briefe sind zwar in den Perikopenreihen gut vertreten, man könnte sich Reihen von da aus zusammenbauen. Eine systematische Erarbeitung für die Gemeinde wäre gerade bei diesen Lehrbriefen eine Bereicherung, vor allem in Gemeinde, die die Predigtarbeit sehr schätzen.

3. Überhaupt sind die Teile III und IV "Themenfelder" und "Predigtreihen" insgesamt so lieblos und oberflächlich zusammengeworfen worden, dass man sich wirklich wundern muss, wer da mit welchem Auftrag am Werke war. Die Aufstellung der Kategorien ist im Großen und Ganzen – immerhin – vom theologischen Programm von "Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung" beeinflusst und

alphabetisch angeordnet worden. Streckenweise kommt es aber über gekünstelte Predigt-Ideen nicht hinaus, ganz schlimm in Teil IV. Eine Reflexion, was eine Predigtreihe als "Format" an sich ist, sein müsste und leisten kann - Fehlanzeige. Hier wird eine homiletische Tradition, zu der etwa die früheren "Katechismuspredigten" und "Themapredigten" sowie "Continua-Reihen" gehör(t)en, sträflich vernachlässigt und - obwohl oder indem man ihr einen Teil widmet - mal eben schnell abgehandelt, anstatt sie umsichtig weiterzuentwickeln. Rückschritt! Man beschränkt sich im Entwurf darauf, "beispielhaft" (S. 531) einiges zusammenzustellen, was "für Predigende und Hörende anregend sein" (S. 546) kann. „We love to entertain you.“ Die damit angedeutete Gestaltungsfreiheit geht für mich voll in Ordnung. Aber was im Entwurf dann geliefert wird, ist peinlich flach. Das Niveau der zusammengestellten Texte und die für einige Themenreihen genannten Stichworte ließen sich im Brainstorming vom kleinen Kollegenkreis schnell selber erreichen. Dafür braucht es keine aufwändige Kommissionsarbeit. Da erwarte ich weit mehr Professionalität und theologische Tiefenschärfe. Für eine einzelne Reihe im Umfang von ca. 8-15 Gottesdiensten müsste es eine erläuternde Darstellung auf mindestens ½ DIN A4-Seite geben, und nicht nur ein paar Zeilen. Hier sollten biblische Theologen und Homiletiker sich mehr Zeit für die Zusammenarbeit nehmen. Gerade weil das Feld von Themenpredigten so wildwüchsig und beliebig erscheint und gelegentlich auch verdächtigt wird. Gründe genug, um in der Perikopenrevision hier etwas Gutes und Profiliertes vorlegen, was die so arbeitenden Kollegen rehabilitiert und befähigt und wovon sich der theologisch bereits Gebildete und im Predigen Erfahrene auch noch gerne „anregen“ lässt. Der ganze Bereich der Themenpredigten muss aus der theologischen Schmutzel- und Bastelecke herausholt werden. Es ist dringend geboten, ihm einen anspruchsvollen, seriösen Charakter und gute Hilfestellung zu geben. Siehe hierzu auch meine Schlussbemerkung.

Deshalb jetzt 4. Zu den Themenfeldern:

Themenfeld "Arbeit" ist gut. Sind in der Textauswahl die negativen Aspekte Vergeblichkeit, Arbeitslosigkeit, Misslingen stark genug berücksichtigt? Hebräer 4 könnte man ergänzen. 2. Thess 3 - obwohl in Gesellschaften mit nie ganz zu beseitigender Arbeitslosigkeit immer etwas schwierig - sollte bleiben und keiner correctness zum Opfer fallen.

Zum Themenfeld "Reichtum" müsste man genau umgekehrt befragen: Ist die positive, theologische Würdigung von Reichtum und Wohlstand als Kontrapunkt oder wenigstens Ergänzung zum Moralisieren wirklich im Blick? Nur ein Beispiel: Offenbarung 21-22 u.a.m. fehlt! Natürlich will man ein "Gospel of Wealth" vermeiden, aber schüttet man hier nicht das Kind mit dem Bade aus? Politisch gesprochen: die Textauswahl ist etwas zu linkslastig. Selbst die radikale Jesusbewegung (G. Theißen) lebte von Mäzenen, Unterstützern, Sympathisanten mit Finanzkraft. Die soziale Realität des Christentums war von Anfang an differenzierter ...

Themenfeld "Frieden": Zu den benannten (erwartbaren) Texten müsste einiges ergänzt werden. Es ist so offensichtlich, dass hier keinerlei biblische Theologie Pate stand. Die schwierigen Dinge hat man einfach herausgelassen. Apokalyptische Texte aus den Evangelien, den Briefen und der Offb fehlen völlig. Was in unserer alten Kirchenarchitektur und -Kunst noch quicklebendig war, nämlich eine eingehende Reflexion auf politische und natürliche Katastrophen, ist hier völlig verabschiedet und den Sekten überlassen. Eine kurze Recherche bei Amazon lässt jedoch erkennen, dass "Apokalyptik" ein brennendes Thema ist, übrigens auch seriös theologisch (z.B. Martin Karrer u.a.). Auch das Gebet für den Frieden, inzwischen mancherorts eine Tradition, sollte man noch aufnehmen (Jeremia 29,7; 1. Timotheus 2,1ff). Nach 9/11, Paris u.a. sind die hier genannten Leerstellen ein echtes theologisches Versäumnis.

Themenfeld "Gerechtigkeit": Gen 4 und 13 wären zu ergänzen, vielleicht auch 1. Petr 4? Den Verzicht auf Rache findet man eindrucksvoll in den Davidgeschichten (1. Sam 24 + 26) und klassisch in Mt 5 bzw. der Passion Jesu.

Themenfeld "Einheit der Kirche": Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen Mt 13 fehlt (Kirche als "corpus permixtum"), leider Apg 15 mit Gal 1-2, historisch und theologisch wichtig (vgl. Michael Wolter u.a. zur Frage, ob es ein „Christliches Ethos“ gibt oder geben müsste) In diesem Themenfeld

wird sehr deutlich, dass man in den Reihen überwiegend keine "Konsonanz" und Kontrapunktik anstrebt, sondern sehr einlinig, um nicht zu sagen eindimensional (und konfliktfrei) denkt. Ein "Textraum" und "Klang" (S. 20ff) wird nicht aufgebaut;. Mein Anliegen: Kontrapunkte müssen her, damit man auch Lesungsangebote für solche thematischen Gottesdienste hat!

Themenfeld "Erneuerung der Kirche": viel zu dünn und oberflächlich. Kein einziger Text aus der Apostelgeschichte, ts ts ts. Wo bleiben Mt 9,35ff und 28,16ff? Unter diesem Themenfeld würden sich Reihen zum 1. Kor oder dem schönen 1. Thess oder auch Kol gut eignen.

Themenfeld "Bei einer kirchlichen Wahl": 1. Petr 5,1ff. Apg 13,1ff; 20,28; 1. Thess 2; Jak 3.

Themenfeld "Zeuginnen und Zeugen der Kirche": Mt 10 fehlt

Themenfeld "Lehrerinnen und Lehrer der Kirche": siehe "Bei einer kirchlichen Wahl"

5. Zur Auswahl der Themenfelder und Predigtreihen insgesamt: Dass gesellschaftliche / anthropologische Fragestellungen homiletisch eigens aufgegriffen werden, ist gut. Von 9 Themenfeldern gehören je nach Interpretationsvorliebe des Predigenden etwa 6 der im Entwurf Genannten zu eher politisch konnotierten Fragestellungen. Das muss natürlich erweitert werden! Für die assoziative Liste auf S. 548 gilt das oben unter 3 bereits Gesagte; sie wiegt dieses von mir kritisierte Manko noch nicht einmal ansatzweise auf.

Beispiel: Inzwischen gibt es zahlreiche Glaubenskurse im ganzen Land; darauf müsste mit wenigstens zwei Predigtreihenangeboten von jeweils ca. 10 Gottesdiensten eingegangen werden. Dieser boomende und EKD-mäßig ausdrücklich gepflegte Arbeitszweig muss gottesdienstlich/homiletisch begleitet und ergänzt werden, - selbst wenn das in den Glaubenskursen so nicht vorgesehen sein sollte. Ist auch für Gemeinden interessant, die selber keinen Kurs anbieten aber einen gemeindekatechetischen Akzent setzen möchten. Da in den verschiedenen Glaubenskursen (www.kurse-zum-glauben.de) die für elementar und einführend gehaltenen Themen je nach theologischer/frömmigkeitlicher Prägung natürlich unterschiedlich benannt werden, reicht eine Reihe definitiv nicht. Hier wäre die größte Nähe zu den früheren Katechismuspredigten zu erwarten. Warum nicht auch eine Predigtreihe zum Kleinen Katechismus oder Heidelberger? Die AMD ist bestimmt behilflich, etwas Professionelles zu diesem gesamten Fragenkomplex auszuarbeiten.

Das Thema Mystik (habe ich es übersehen?) verdient auch eine Reihe oder sogar ein Themenfeld. Es ist theologie- und frömmigkeitsgeschichtlich sowie auch gegenwärtig ein ganz eigenes "weites Feld". Hier liegen Möglichkeiten für Gottesdienste, die einen besonderen Personenkreis ansprechen könnten (vgl. Wolfgang Bittner, Hören in der Stille. Praxis meditativer Gottesdienste). Wenn ich mir aber die im Entwurfsbuch bereits vorgelegten Reihen anschau, mache ich mir Sorgen, wie wohl ein Vorschlag hierzu aussehen wird.

Schlussbemerkung:

In meiner Kritik habe ich mich vor allem auf die Themenfelder und Predigtreihen bezogen. Denn auf diesem Gebiet hat unsere homiletische Arbeit m.E. eine empfindliche Schwachstelle. Zahlreiche Freikirchen kultivieren und entwickeln dieses Predigtformat intensiv und extensiv weiter; einzelne solcher Gemeinden bemühen sich um eine systematisch-strategische Themenfindung - natürlich auf dem besonderen Hintergrund ihrer Frömmigkeitsausprägung. Sie arbeiten damit an einer lebensbezogenen, die Menschen in ihrer Alltagsrealität und ihren Glaubensbiographien thematisch ansprechenden Theologie und Verkündigung. Die Mitglieder unserer Perikopen-Kommissionen wissen sicher selbst am besten, wie viel Mühe beim Revisionsprozess in überwiegend binnenkirchliche und binnentheologische Reflexionen geht, und wie viel konzeptionelle Denkarbeit auf hörer- und gegenwartsbezogene Fragen verwendet wird. Ernst Langes Ansatz sollte nicht allein zur Vorbereiten von Perikopen-Predigten genutzt werden. Die homiletische Praxis hat auf dem Feld der Themenpredigten einen großen blinden Fleck und außer vielen schönen "anregenden Ideen" keine überzeugenden theologischen Konzepte zu bieten. Wenn hier nur halb so kunstvoll, ernsthaft und detailverliebt gearbeitet würde wie an der Revision der Perikopenordnung, wäre viel gewonnen. Man sollte die Gelegenheit nutzen und jetzt im Zusammenhang mit dieser Perikopenrevision hierfür einen

theologisch substantiell gut durchdachten Teil entwickeln. Das würde nicht ohne Wirkung auf die Predigtpraxis und Predigttheorie in unseren Lande(skirche)n bleiben. Eine Kirche, die sich thematisch den Menschen zuwendet ... (siehe noch einmal das unter 3. Gesagte)

Ich bin gespannt.

Keiner der in der Kommission Arbeitenden möge die Kritik persönlich nehmen. Die Posaune versuchte nur, deutliche Töne hervorzubringen (1. Kor 14,8-9). Ich wünsche viel Freude und Schweiß bei der weiteren Arbeit an diesem Thema.

Herzliche Grüße in die große Runde aller homiletisch Mitengagierten
Werner Busch

P.S. zum Reformationstag auf S. 513f: Ob am "Identitätstag" der Evangelischen Kirche nun gerade einer der zentralen "Identitätstexte" des Judentums eine glückliche Wahl ist, sollte man bei Leuten erfragen, die im christlich-jüdischen Dialog aktiv sind. Es bleibt uns Predigenden mit dieser Auswahl in Reihe 4 fast nichts anderes als eine subtile "Enterbungstheologie" oder eine Antipredigt übrig. Wenn man an diesem Tag auf jüdische Wurzeln hinaus möchte, wäre eigentlich Abraham eine sinnvolle Adresse. Auf ihn wird ja in den während der Reformationszeit wirkungsvollen Texten aus dem NT (Röm 4 und Gal 3) zum Thema "Glaube" prominent und breit Bezug genommen. Im "Zusammenklang" der ausgewählten Texte auf S. 513 fehlt bisher dieser Ton (Glaube), den man damit gut hinzugefügt hätte. Jer 31 ist auch denkbar (Neuer Bund, Erneuerung, Reformation)? Was die Versauswahl aus 1. Kö 18 ("weitere Predigttexte ...") an diesem Tag zu suchen hat, bleibt schleierhaft; es ist wahrscheinlich brutal allegorisch gedacht worden. Jak 2 ist zwar konsonantisch ein toller Kontrapunkt, inszeniert aber nur eine überholte theologische Problematik („stroherne Epistel“) zum Thema Glaube und Werke, die doch Gal 5,6 innerpaulinisch befriedigend gelöst ist. Zudem gibt Jakobus uns Predigenden keine Gelegenheit, von der "Wiederentdeckung des Evangeliums" zu reden. Gerade, wenn keiner der anderen Texte den "Glauben" eigens in den Vordergrund rückt (also weiterhin ohne Abraham), ist diese Wahl völlig missglückt, weil ihr das notwendige Gegenüber fehlt. Josua 24 hingegen finde ich richtig gut. Gottesdienst als Bundeserneuerung (E. Lange) - wenigstens am Reformationstag mal ausdrücklich thematisiert, ein ungewohnter aber passender Gedanke. Sollte Jos 24 hier verschwinden, was ich sehr bedauern würde, sollte man ihn wenigstens am Gedenktag der Augsbургischen Confession als Alternativtext platzieren (im Sinne von: Verpflichtung auf das Evangelium). Überhaupt finde ich die mitlaufende Ergänzung von "Weitere Predigttexte außerhalb der Perikopenreihen" für jeden Sonntag eine schöne Hilfe. Bitte auch in der Endfassung beibehalten. Um mit einem Lob geschlossen zu haben.

Kriegsbeginn in Norddeutschland

Zur Herausbildung einer „Kriegskultur“ 1914/15 in transnationaler Perspektive,

hrsg. Von Cornelia Rauh, Arnd Reitemeier und Dirk Schumann, Göttingen 2015.

von Dr. Hans Ulrich Ludewig

Die hundertste Wiederkehr des Kriegsbeginns 1914 hat dem Büchermarkt eine Vielzahl von Neuerscheinungen beschert. Die hier vorzustellende Publikation konzentriert sich auf die erste Kriegsphase und nimmt den norddeutschen Raum in den Blick. Die abgedruckten Beiträge, die aus einer Tagung der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen hervorgegangen sind, liefern einige wichtige Facetten zur Herausbildung einer „Kriegskultur“ an der Heimatfront, wobei dieser Begriff von den Autoren recht unterschiedliche verwandt wird, insgesamt aber eher vage bleibt.

Roger Chickering fragt, ab welchem Zeitpunkt und nach welchen Kriterien der Krieg als „total“ bezeichnet werden kann. Die Lokalgeschichte der Stadt Münster als Mikrogeschichte der Mobilisierung 1914/15 mit den prägenden Faktoren Sicherheit, Ausnahmezustand und Burgfrieden wird in einem weiteren Beitrag vorgestellt. Mit dem norddeutschen Raum wenig zu tun haben die Beiträge über kriegsbedingte Veränderungen in der Bilderwelt der zeitgenössischen Reklame, der Text über die wirtschaftliche Ausbeutung der „polnischen“ Gebiete sowie über die russischen Universitäten; irgendwie muss die im Untertitel des Sammelbandes angekündigte transnationale Perspektive ja eingelöst werden.

Zwei Beiträge untersuchen die von Religion geprägten Kriegsdeutungen: Stefanie Seul beschreibt die Reaktionen der deutsch-jüdischen Presse auf den Kriegsbeginn; sie beobachtet bei den verschiedenen Strömungen des deutschen Judentums im Sommer 1914 ein hohes Maß an vaterländischem Patriotismus, Kriegseuphorie und großer Bereitschaft zum Kriegseinsatz. Unterschiedlich waren freilich die Vorstellungen vom Krieg und seine Bedeutung für das Judentum. Einig waren sich alle jüdischen Strömungen schon nach kurzer Zeit, dass die jüdischen Opfer für den Krieg den Antisemitismus in der deutschen Gesellschaft nicht würden besiegen können.

Dietrich Kuessner untersucht die Reaktionen des Protestantismus auf den Krieg am Beispiel der Braunschweiger Landeskirche. Seine Quellen sind die bisher von der Forschung nicht beachteten Kirchenchroniken und die regionalen Kirchenblätter. Dabei zeichnet er ein anschauliches Bild von den dörflichen Lebenswelten, von der Rolle der Pastoren und den Stimmungen der Gemeindeglieder. Den Krieg sah die evangelische Bevölkerung als einen Verteidigungskrieg, wobei die einen ihn als Offenbarung Gottes, die anderen als Strafe Gottes sahen. Die Quellen berichten von einer eher gedrückten Stimmung auf dem Land bei Kriegsbeginn; in vielen Abschiedsgottesdiensten wurde statt „Augustbegeisterung“ an die Schrecken des Krieges erinnert. Im weiteren Kriegsverlauf leisteten auch die Kirchen ihren Beitrag zur Stärkung des Durchhaltewillens in der Bevölkerung. Als ein Beispiel

verweist Kuessner auf das Umfunktionieren des Glockengeläuts, das jetzt auch bei militärischen Erfolgen eingesetzt wurde. Mit Gedächtnisgottesdiensten leisteten die Kirchen einen wichtigen Beitrag zur individuellen Trauerarbeit, gerade auf dem Land. Ihre Wirkung war schwer abschätzbar; sie versuchten einerseits dem Gefallenen Tod einen Sinn zu geben, sie konnten aber auch den Zweifel am siegreichen Ausgang des Krieges stärken.

Leider ist ein Beitrag über die Rolle der katholischen Kirche bei Kriegsbeginn für den Sammelband nicht zustande gekommen.

Der letzte Beitrag beschäftigt sich mit der Haltung korporierter Studenten an niedersächsischen Hochschulen bei Kriegsbeginn, die geprägt war von prononciertem Nationalismus und der Betonung männlicher Wehrhaftigkeit – kein überraschendes Ergebnis. Dabei steht die Universität Göttingen im Mittelpunkt. Obwohl die TH Braunschweig im Titel neben Göttingen und Hannover genannt wird, kommt sie zur Enttäuschung eines Braunschweiger Lesers allenfalls in Fußnoten vor.

Eine abschließende Bemerkung zum viel beschworenem „Augusterlebnis“: In vielen, älteren Darstellungen konnte man von jubelnder Kriegsbegeisterung der Bevölkerung bei Ausbruch des Krieges lesen. Die neuere Forschung hat an diesem Bild Korrekturen angebracht. Begeisterung habe vor allem in den Großstädten, beim Bildungsbürgertum sowie bei Künstlern und Gelehrten geherrscht; die Landbevölkerung habe sehr zurückhaltend reagiert, auch die Arbeiterschaft. Mir geht diese Relativierung der Kriegseuphorie zu weit. Zuweilen entsteht der Eindruck, die Mehrheit der Bevölkerung sei dem Krieg in der Anfangsphase distanziert, gar ablehnend gegenübergestanden. Nur einige wild gewordenen Intellektuelle und Künstler seien begeistert gewesen. Die Herausgeber dieses Sammelbandes beziehen zu dieser Kontroverse eine vermittelnde Position. Sie sprechen für den Kriegsbeginn von einem hohen Maß an patriotischer Selbstmobilisierung, die freilich nicht mit jubelnder Kriegsbegeisterung verwechselt werden dürfe. Die Selbstmobilisierung sei von unterschiedlichsten Motiven und Deutungsmustern geprägt gewesen. Ein solcher Interpretationsansatz scheint mir wegweisend für weitere Forschungen zu sein.

Kirche und Sozialdemokratie im Braunschweigischen –

Dietrich Kuessner

Die Stadtbraunschweiger SPD teilt sich seit altersher in zwei Gruppen: eine mehr dogmatische und eine eher bürgerliche. Die dogmatische verfolgte die klassische Revolutionstheorie und erstrebte einen Umschwung zu einer sozialistischen Gesellschaft durch Streik und Umwälzung hierarchischer Ordnung zu einer sozialistischen Gesellschaft der Gleichberechtigung, Abschaffung der Klassengegensätze, Arbeit und Freizeit für alle. Die bürgerliche Gruppe erstrebte die Veränderung der Gesellschaft durch Wahlen und wachsendes Demokratiebewusstsein. Die erste Gruppe ist repräsentiert durch Oerter, Grotewohl und Hans Sievers, die zweite Gruppe durch Heinrich Jasper. Alle vier sind in der Arbeit von E.A. Roloff „Braunschweig und der Staat von Weimer“ (1964, und nach wie vor grundlegend) exemplarisch behandelt worden. Sie bilden die Überschriften zu den entsprechenden Kapiteln. In der Haltung zur evangelischen Kirche sind sich beide Gruppen gleich ablehnend, die dogmatische entsprechend schärfer und bedingungsloser (Religion = Opium des Volkes) und die bürgerliche zwar moderater, jedoch auch entschlossen.

Aber es gab Zwischentöne. Minna Faßhauer bot Oberkonsistorialrat Wicke 1918 an, im Schulreferat mitzuarbeiten. Jasper versuchte die evangelische Landeskirche bei der allmählichen Auflösung des Verhältnisses von Staat und Kirche einzubinden. Beide Versuche scheiterten nicht an der SPD sondern an der Kirche. Wicke lehnte eine Mitarbeit ab, ebenfalls Oberkonsistorialrat Moldenhauer. Über Heinrich Jasper hat Martin Grubert eine Biografie unter dem Titel „Anwalt der Demokratie“ veröffentlicht, herausgegeben 2009 von der Stiftung Nord LB. Alle genannten Sozialdemokraten gehören der Weimarer Zeit an. Wie aber steht es für die Zeit nach 1945?

Otto Bennemann (1903-2003), gebürtiger Braunschweiger und SPD Mitglied, sozusagen von Geburt an, war 1948-1952 und 1954-1959 Oberbürgermeister in Braunschweig. Zu welcher Gruppe gehörte Bennemann und wie

war sein Verhältnis zur ev. Kirche? Gab es Übergänge und Zwischenstufen?

Nun ist eine Biografie über Otto Bennemann vom früheren Direktor des Wolfenbüttler Staatsarchives Rüdiger Jarck in derselben Reihe wie die über Jasper im letzten Jahr erschienen. Jarck hatte im Stadtarchiv den enormen Nachlass von Otto Bennemann gesichtet und dazu bereits ein Extradfindbuch veröffentlicht. Jetzt also die Biografie dazu.

Jarck gliedert die Biografie nach den Stationen der Bser SPD, wobei er der Arbeit von Bernd Rother folgt, die eher mit dem dogmatischen Teil sympathisiert. Das könnte bereits eine Vorentscheidung sein, dass für die Fragestellung SPD-Kirche die Biografie unergiebig bleibt.

Die Güte einer Biografie erweist sich darin, dass sie offen bleibt für weitere Fragen. Dafür liefert die vorzügliche, lesenswerte Biografie von Dr. Rüdiger Jarck über Otto Bennemann eine ergiebige Vorlage. Für das erste Kapitel „Es beginnt im Elternhaus im Arbeitermilieu“ hat Otto Bennemann offenbar keine Angaben über die kirchlichen Daten hinterlassen.

Frau Birgit Hoffmann hat aus dem landeskirchlichen Archiv folgende Daten herausgefunden.

Die Eltern von Otto Bennemann, beide schon in der Partei und gewerkschaftlich organisiert, wurden am 8. April 1899 in der Petrikerkirche kirchlich getraut. Verträgt sich so eine Trauung durch den Klassenfeind mit dem vernichtenden Urteil des historischen Materialismus über die Kirche? Sechs Monate später wird das erste Kind, Anna Luise, in der Michaeliskirche zusammen mit fünf weiteren Kindern getauft. War der gesellschaftliche Druck auf Bennemanns damals noch so stark?

Auch die folgenden Kinder, Ottos Geschwister, lassen die Eltern in der Michaeliskirche taufen: Elli Gertrud am 20.10.1901, Wilhelm Otto am 12.6.1904 und Albert Edmund am 4.8.1907.

Fast bin ich versucht zu korrigieren: „Es begann in der Michaeliskirche“.

Die Taufe zog damals die Konfirmation nach sich. Auch bei Familie Bennemann in dem viel beschriebenen Arbeitermilieu in der damaligen Weststadt. Die ersten drei Kinder wurden in der Michaeliskirche auch konfirmiert. Die Älteste, Anna Luise, am 30. März 1913 mit

257 anderen Jugendlichen, Elly Gertrud am 11.4.1915 zusammen mit 258 anderen Jugendlichen und Otto Bennemann am 1. 4. 1917 zusammen mit 277 Kindern. Mitten im Krieg! Wie haben die frisch Konfirmierten in ihrem Arbeitermilieu davon erzählt?

Otto Bennemann war zum Zeitpunkt der Konfirmation erst 13 Jahre. 14 Jahre war Vorschrift. Er erhielt eine Sondererlaubnis.

Diese Daten geben Anlass zu mancherlei Fragen, zunächst an die Landeskirche selber: Wie war es möglich, die Konfirmation und dann das erste Abendmahl zu einer abstoßenden kirchlichen Massenveranstaltung verkommen zu lassen? Wie wurden die Stadtpfarrer ihrer seelsorgerlichen Verantwortung gegenüber den Jugendlichen gerecht? Der Konfirmandenunterricht dauerte damals höchsten drei Monate und fand meist in den Schulen statt. Als eigentlicher Unterricht galt der Religionsunterricht in der Schule.

Die andere Frage: Wie erklärt sich die Lücke in den zahlreichen persönlichen Notizen von Otto Bennemann? Musste sich ein gestandener Braunschweiger Sozialdemokrat solcher Daten schämen? Ist erst die Erwähnung des Kirchenaustrittes parteigerecht? Otto Bennemann war zum Zeitpunkt des Kirchenaustritts 18 Jahre. Da war vermutlich die erste Kirchensteuer zu bezahlen. Oder steckte mehr dahinter? Noch wissen wir es nicht.

Jahrzehnte später mußte Bennemann als Oberbürgermeister die Entdeckung machen, dass die Kirchen nach 1945 anders als es der historische Materialismus prophezeit hatte, nicht untergegangen waren. Sie wurden teilweise sogar eine gesellschaftliche Größe, etwa durch den Katharinenpfarrer Siegfried Stange. Bennemann soll sich in der englischen Kriegsgefangenschaft für andere gesellschaftliche Gruppen geöffnet haben. Pfarrer erwärmten sich sogar für die SPD, wie J.H.Wicke von der Magnikirche. Als Oberbürgermeister sehen wir Bennemann bei kirchlichen Großveranstaltungen neben dem Bischof und dem Braunschweiger Propst abgebildet, in der Weimarer Zeit eine Unvorstellbarkeit.

War es der bürgerliche Akzent in der SPD (siehe oben), der eine Annäherung an eine bürgerliche Kirche ermöglichte? Auf das Verhältnis SPD/ Kirche angesprochen,

erwähnte der frühere Propst Klaus Jürgens, das sei zu seiner Zeit entspannt gewesen, Glogowski habe ihn sogar zu seinem 60. Geburtstag unerwartet besucht.

Das Verhältnis ev. Kirche und SPD ist bisher unbearbeitet. Man erzählt, dass Altbürgermeister Glogowski sich für dieses Thema interessiert. Aber wer will das schon von den Genossen bearbeiten? Wenn man sich dazu nicht auf die Stadt Braunschweig beschränkt, wie es ja zumeist die Regionalhistoriker tun, sondern Kirche und SPD in der Fläche betrachtet, ergibt sich noch ein anderes, höchst differenziertes Bild. Ein lohnendes Thema, wozu die Biografie von Jarck über Bennemann ein Anstoß sein könnte.

*Am 9. April findet vormittags in der Altstadt dornse ein wissenschaftliches Otto Bennemann-Symposion unter Leitung des BZ Redakteurs Hennig Noske statt. Es referieren D. Henning Steinführer, Altbürgermeister Gerhard Glogowski, Dr. Manfred Garzmann, Dr. Hans Ulrich Ludewig, Dr. Rüdiger Jarck, Dr. Rainer Zibeck.
Beginn: 10.00 Uhr,
Schlussdiskussion ab 12.40*

Nachruf auf Eckhard v. Tomaszewski (1944-2016) Larissa und Dieter Adam, Bad Zwischenahn

„Ihr beide wart ein Dream-Team“. Das sagte Propst Dr. Schade kurz vor unserer Pensionierung zu uns. Und sogar „Kirche von unten“ war das einer Erwähnung wert. „Eckhard v. Tomaszewski und Dieter Adam ... widerlegten den schrecklichen Satz: 'Selig die Beene, die vorm Altar stehn alleene'. Sie harmonierten in dieser ... hübschen Fachwerkkirche ... und (wurden) von der Gemeinde beide rührend verabschiedet.“

Ja, so war es. 16 Jahre gemeinsamer Dienst in einem vertrauensvollen kollegialen Verhältnis und einer sich immer tiefer entwickelnden Freundschaft. Eine Freundschaft, die bald auch die Familien mit einschloss und sich im Ruhestand trotz räumlicher Entfernung unverändert erhalten hat. Gegenseitige Besuche – etwa zu Geburtstagsfeiern – blieben weiterhin selbstverständlich. Unvergessen die Feier zu Eckhards 70. Geburtstag im Juli 2014 (und wer hätte damals daran gedacht, dass ihm keine zwei Jahre Lebenszeit mehr vergönnt waren ...).

Wer uns während der gemeinsamen Zeit in der Wolfenbütteler St. Johannis-Gemeinde (1992 – 2007) erlebte, hat natürlich auch registriert, dass wir in vielfacher Hinsicht durchaus verschieden waren. Aber - anders, als das unter Pfarrern leider auch geschieht - war das für uns kein Anlass zum Streit. Wir haben das als Chance begriffen: nicht Gegensätze, die sich ausschließen, sondern Unterschiede, die sich zum Wohl der Gemeinde ergänzen. Und wenn einer von uns am Sonntag in St. Johannis predigte, dann saß der andere mit Ehefrau ganz selbstverständlich unter der Kanzel. Profilneurosen auf Kosten des Kollegen jedenfalls waren nicht unsere Sache. Das hat die Gemeinde auch gespürt und gewürdigt. Dass wir eine frohe und mutmachende Botschaft zu verkündigen haben, hat man gerade ihm in seinem Dienst immer ganz besonders angemerkt, und das ist auch an so vielen Menschen in St. Johannis nicht spurlos vorübergegangen.

Besonders verbunden hat uns viele Jahre lang die Arbeit der Notfallseelsorge. In den 1990er Jahren haben wir sie in Wolfenbüttel aufgebaut, bald gemeinsam mit dem Gemeindefereenten Markus Galonska von der röm.-kath. Kirche. Bis zu unserem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst waren wir hier engagiert.

Mit seiner Familie haben wir gehofft, gebangt und gebetet, als die Diagnose „Krebs“ gestellt wurde. Nun hat Gott Eckhard - für unser Empfinden zu früh - zu sich gerufen. Es ist leerer um uns geworden, ein Mensch, der uns so viel bedeutet hat, fehlt uns.

Seine sprühende Lebensbejahung und seinen Humor werden wir noch oft vermissen. Denn auch dies hat uns verbunden: wir konnten herzhaft miteinander lachen! Und nicht nur wir. Als Propst Schade ihn in den Ruhestand verabschiedete, begann er seine Ansprache mit der rhetorischen Frage: „Kennen Sie ein wirksames Mittel gegen schlechte Laune?“. Die spontane Heiterkeit in der Kirche bewies, dass alle sofort wussten, was gemeint war und wer gemeint war. Und vielleicht geht es jetzt - falls das möglich ist - im Himmel noch etwas fröhlicher zu als vorher, entsprechend der ganzseitigen Annonce, die nach dem Tod von Loriot in einer deutschen Tageszeitung erschien und nur vier Worte enthielt: „Lieber Gott – viel Spaß!“.

Wir danken Gott für alles, was er uns mit Eckhard v. Tomaszewski und durch ihn gegeben hat und wissen ihn - entsprechend der Bibelstelle Röm 8,38f, die über der Traueranzeige seiner früheren Gemeinde gestanden hat - bei dem geborgen, dem er vertraut und den er verkündigt hat. Unsere Gedanken und Fürbitten sind mit seiner Frau Cornelia, seinen Kindern und der Enkelin Alea.

*Trauer-Predigt für Renate Siedentop (7. Mai 1937 – 28. Februar 2016)
in der Trauerfeier mit anschließender Beisetzung auf dem Ev. Hauptfriedhof in Braunschweig*

Pfarrer Werner Busch

Liebe Trauerfamilie, lieber Herr Wedekind, Freunde und Wegbegleiter von Renate Siedentop! Mit ihrem Konfirmationsspruch schauen wir in dieser Stunde auf das Leben von Renate Siedentop zurück. Gottes Wort schließt Türen auf und hilft erkennen, dass wir nicht allein sind, dass wir nicht unter uns sind.

Als jungdliches Mädchen hat Renate Siedentop ein Wort aus dem Buch Josua mit auf ihren Weg bekommen. Josua, das ist das Buch des Übergangs. Das Buch zwischen den Zeiten. Nach wunderbaren Anfängen und bevor Israel im gelobten Land zum Staat wurde, erzählt die Bibel davon, wie nach auszehrender Wüstenwanderung die Kinder Israel den Jordan überqueren und ins Land kommen. Die Zeit der Erfüllung beginnt, aber sie beginnt eben als Durchgang, als Wechsel. Erfüllung beginnt ist selbst nicht Stillstand, sondern Weg und Zeit der Veränderung, Zeit für einen Generationen-wechsel. Die Staffel geht in neue Hände, von Mose zu Josua. Und immer wieder von Generation zu Generation.

„Siehe, ich habe dir geboten, dass du getrost und unverzagt seist. Lass dir nicht grauen und entsetze dich nicht, denn der Herr, dein Gott, ist mit dir in allem, was du tun wirst.“

Renate Siedentop gehörte einer Generation d. Übergangs an. Sie kam am 7. Mai 1937 in Braunschweig zur Welt, im Stadtquartier Bebelhof, sie gehört mit ihrem etwa drei Jahre jüngeren Bruder zur Generation der Kriegskinder. Der Bebelhof wurde ausgebombt und evakuiert. Die Mutter mit ihren zwei Kindern Renate und Uwe ging nach Schöppenstedt zu ihren Eltern. Die Unruhe, Unsicherheit und Gefahr jener Jahre haben die Kinder miterlebt. Die Beziehung zu ihrer Mutter blieb für Renate Siedentop lebenslang ein Anker, lebensprägend. In späteren Jahren hat sie ihre Mutter dann liebevoll gepflegt und auch die Trauerfeier für sie selbst gehalten.

Nach dem Krieg begann für die Generation von Frau Siedentop das Leben neu und man fand seinen Weg, der zugleich im Großen auch ein Weg aus den Trümmern heraus wurde. Ein Übergang in eine andere Zeit. Eine Zeit, in der Renate ihren Konfirmationsspruch bekam: „Siehe, ich habe dir geboten, dass du getrost und unverzagt seist. Lass dir nicht grauen und entsetze dich nicht. Denn der Herr, dein Gott, ist mit dir in allem, was du tun wirst.“

Renate ging zur Mittelschule in der Haydnstraße, und nach dem Realschulabschluss ließ sie sich zur Kinderpflegerin ausbilden. In einer Zeit des Übergangs von den 50ern an übte Frau Siedentop ihren Dienst aus.

Als ausgebildete Kinderpflegerin kam sie 1960 in die Pauligemeinde und wurde zur Gemeindegelferin weitergebildet. Sie liebte diese Arbeit und erwarb sich noch die Qualifikation für den Religionsunterricht. Frau Siedentop unterstützte den bekannten Pauli-Organisten Helmut Pleuß-Volkman, der ihr zu einem väterlichen Freund wurde und ihre Liebe zur Musik beförderte und vertiefte. Ein Mädchenchor und ein Mädchenkreis wuchsen in diesen Jahren. Die zugewandte, menschenfreundliche, feine Art von Frau Siedentop sorgte dafür, dass die intensive freundschaftliche Verbundenheit mit so mancher Teilnehmerin auch über die Paulijahre hinaus erhalten und lebendig blieb. Ihre Freundinnen Bärbel Müller und Ingrid Peters waren wichtige Bezugspersonen. Es war geistlicher und menschlicher Reichtum für Frau Siedentop, mit vielen in Kontakt zu sein. Sie *pflegte* wirklich die Beziehungen und war eine treue Seele.

Darf man darin ein Indiz für diese Zusage sehen, die im Konfirmationswort zugesprochen war: „Der Herr ist mit dir in allem, was du tun wirst“? Gott lässt sich ja nicht so gerne in die Karten schauen, und unsere Lebenswege sind nie ganz eindeutig nur Segen. Aber die Gottesworte der Bibel machen uns

Mut, auf unseren Lebenswegen solche Indizien und Spuren zu suchen. Indizien und Spuren, die uns zeigen, dass Gott mit uns ist, dass wir nicht allein und nicht unter sind.

Es ist für die damalige Zeit schon etwas sehr besonderes gewesen, dass Renate Siedentop als Frau im diakonischen Amt von Landesbischof Heintze im Jahr 1981 ordiniert und als Pastorin eingesetzt wurde. Es war eine Zeit des Übergangs auch für unsere Landeskirche. Eine Zeit, in der man beherzt und tapfer sich in neue Strukturen und Aufgaben hineinbegab, nach vorne dachte und gestaltete. Mehr Demokratie und Gleichberechtigung auch in der Kirche. „Sei getrost und unverzagt.“ Und das spiegelte sich im beruflichen Werdegang von Renate Siedentop wieder. Sie ging mit großem Engagement, Tatkraft und Freude an der Arbeit in ihre erste Pfarrstelle nach Altwallmoden.

Nach einigen Jahren wechselte Frau Siedentop in die Pfarrstelle für Geistig - Behinderte Menschen in Braunschweig. Sie hatte ein Herz für Menschen, die von der Allgemeinheit weniger Aufmerksamkeit bekommen.

Ich habe Frau Siedentop vor ein paar Jahren hier auf dem Evangelischen Hauptfriedhof kennengelernt. Sie war eine treue Begleiterin der kirchlichen Beisetzungen für die sogenannten „Unbedachten“, für Menschen ohne Familie, ohne Hinterbliebene. Das darf nicht sein, dass ein Mensch unbedacht und ungeehrt einfach verschwindet. Deshalb ging Frau Siedentop als ehrenamtliche Mitarbeiterin des Hospizes fast jedes Mal mit.

Im Jahr 1997 endete ihre Berufstätigkeit. Das ist Frau Siedentop schwergefallen. Sie hatte so manche dunkle Stunde gehabt. „Lass dir nicht grauen und entsetze dich nicht ...“ Auch diese Gefühle kannte Frau Siedentop.

Regelmäßige Urlaube in Griechenland mit den Söhnen Pleuß-Volkmanns und besonders mit ihrer Nichte, die gerne mit ihrer „Tanti“ nach Madeira und Rom gefahren ist. In die Sonne, in die Wärme, das tat gut.

Ein später aber umso schönerer Segen wurde Frau Siedentop in den letzten 3 ½ Jahren ihres Lebens zuteil. Johannes Wedekind und sie kannten sich schon aus den Paulijahren, doch erst jetzt fanden sich beide und teilten das Leben miteinander. „Der Herr ist mit dir.“ Eine schöne Zugabe auf der letzten Wegstrecke, die viel zu kurz geblieben ist. Das Leben von Renate Siedentop endete abrupt. Sie war immer dagegen zu sagen, dass man im hohen Alter angeblich „plötzlich und unerwartet“ sterbe. Aber abrupt war es doch. Mitten aus dem Alltag heraus. Eine Verabredung, die Bügelwäsche, es war alles wie immer und sollte noch so weiter gehen, auch wenn die Kräfte schon ein wenig abnehmen.

Ein schwerer Schlag für ihren Lebenspartner und für ihre Angehörigen. Nun sind wir hier am Sarg von Frau Siedentop. Nun werden wir die Hörer und Adressaten ihres Konfirmationsspruchs. „Siehe, ich habe dir geboten, dass du getrost und unverzagt seist. Lass dir nicht grauen und entsetze dich nicht. Denn der Herr, dein Gott, ist mit dir in allem, was du tun wirst.“

Wir kennen noch einen anderen Josua, Joshua. Von ihm her bekommt die alte Zusage noch einmal einen neuen Sinn und vor allem: eine Kraft, gegen die auch der Tod nicht mehr ankommt. Wir schauen auf das Kreuz Jesu, der als Gottessohn und Menschenbruder in unsere Todeswelt hinabgestiegen ist. Selbst der Tod ist durch Jesus kein Ort mehr ohne Gott. Selbst dort sind wir nicht mehr allein. Hören wir's vom Kreuz Jesu her heute am Sarg von Renate Siedentop: „Lass dir nicht grauen und entsetze dich nicht. Denn der Herr, dein Gott, ist mit dir in allem.“ Ihm vertrauen wir heute Renate Siedentop an. Ihm vertrauen wir auch uns selbst an, für die Zeit, die vor uns liegt, für die Wege, die wir gehen werden. Es werden Wege sein, auf denen wir nicht allein sein werden. Und nicht unter uns.

Amen.

Aus der Landeskirche

zusammengesucht von Dietrich Kuessner

* Am 29. Februar 2016 wurde Matthias Blümel aus dem Pfarramt Vorsfelde und aus dem Propstamt verabschiedet. Er war im Oktober letzten Jahres 65 geworden, hatte aber freiwillig seine Dienstzeit noch etwas verlängert. Seit Sommer 1991 war er Pfarrer an der Petruskirche und als Nachfolger von Herdieckerhoff auch Propst. Er hatte hinter sich, was man in der Braunschweiger Landeskirche unter einer Karriere versteht. Im Sommer 1977 zum Pfarrer ordiniert, 1978 – 1985 Pfarrer an der Petrusgemeinde neben Propst Herdieckerhoff, 1985 als Assistent von Prof. Bischof Müller im Landeskirchenamt und in das Referat II abgeordnet, in dieser Zeit nahm er verschiedene Nebenaufgaben wahr: in der Agendenkommission, im Jerusalemverein Vertrauenspfarrer der Landeskirche, Vorstandsmitglied im Pfarrerverein und wurde von dieser Position 1991 zum Propst von Vorsfelde gewählt. Gemeinde, LKA, Propst, das war der Dreischritt zur mittleren Karriere im Braunschweigischen.

Tatsächlich ist er aus dem Schatten der starken Männer neben ihm nie herausgetreten. Aufgewachsen im Pfarrhaus Königslutter, wo sein Vater, Walter Blümel, Propst war und auf der äußersten theologischen Rechten dominierte. Er hatte Gerhard Heintze nicht zum Bischof gewählt und das Pastorinnengesetz strikt abgelehnt. Dann beherrschte Propst Reinhard Herdieckerhoff, neben dem er an der Petruskirche amtierte, das Gemeindeleben. Im Landeskirchenamt unter Bischof Müller sind eigene Ideen kaum zu verwirklichen, man ist stets Ausführender, schließlich Propst, also, denkt man ein breites Feld von Gestaltungsmöglichkeiten. Aber wenn man das vorher nicht gelernt hat, zögert man. Zumal mit Ulrich Hesse ein nur etwas älterer Amtsbruder im Neubaugebiet Reislingen saß, der bereits als amtierender Stellvertretender Propst seit 1981 selber gerne Propst geworden wäre, und dann im Krankheitsfall von Blümel als stellvertretender Propst wie ein tatsächlicher agierte. So gehörte Blümel, als Sprachrohr der Behörde, zu den pflegeleichten, wenig profilierten Pröpsten und die Propstei Vorsfelde zu jenen, von der keine Impulse, allerdings auch keine Konflikte ausgingen. Seine ganze Liebe galt dem Jerusalemverein und der Gemeinde dort. Für eine Schule in Palästina wurde die Kollekte erbeten.

Es war ein festlicher Abschiedsgottesdienst, Blümel predigte über den „verordneten“ Text und vermied jede Anspielung auf seinen Abschied. Es wurden die traditionellen Gesangsbuchlieder gesungen (EG 166: 197: 296: 331: 369), kein Neues, keins aus dem Kirchentagsmilieu. Der Propsteichor sang. Bischof Meyns meinte, das Pfarramt gleiche einem Eisberg. Es sei nur die Spitze zu sehen, etwa 10 %. Die Vertreter der Öffentlichkeit lobten die vermittelnde, ausgleichende Art seiner Tätigkeit als

Propstes, man traf sich nach dem Gottesdienst noch im Schützenhaus zu weiteren Reden. Volkskirche von anno dazumal wie sie singt und lacht. Das war die ersehnte Welt von Blümel. Blümel sammelt Kreuze. Die Amtsbrüder-schwester schenken ihm eine Sammlung vieler Kreuze in der Propstei, auf eine große Fläche fotografisch zusammengefasst, worüber sich Blümel sehr freute.

Blümel bleibt in der Propstei wohnen. Wir wünschen ihm einen raschen Abschied von manchem Ärger im Amt, Gesundheit, an der es in den letzten Jahren mangelte, und einen geruhsamen Lebensabend in der Familie.

* Am 20. März wurde Dieter Harburg in seiner Gemeinde St. Georg, Goslar in den Ruhestand verabschiedet. Er ist im vergangenen Jahr erst 60 geworden. Seit 23 Jahren ist er Pfarrer an dieser großen Gemeinde mit 4.337 Kirchenmitgliedern.

* Im Frühsommer geht Jürgen Günther 60 Jahre krankheitshalber in den Ruhestand. Er gehört zu dem Terzett mit Pröpstin Knotte und Pfr. Ehgart, die die Stiftskirche und die zahlreichen umliegenden Dörfer seelsorgerlich versorgen. Günther war von den dreien der Dienstälteste, seit 1993 dort, seit 95 Frau Elfriede Knotte, seit 2009 Pfr. Ehgart.

* In der Braunschweiger Stadtbibliothek hingen bis März die Fotos der im Krieg zerstörten Braunschweiger Kirchen, die zunächst für die Andreaskirche konzipiert und dort ausgestellt war und die von Dr. Albrecht unter Mitarbeit von P. Jünke erarbeitet worden ist. Eine prima Präsenz von Kirche im säkularen Raum. Inzwischen hängen dort Fotos von Flüchtlingen aus dem Raum Wolfenbüttel mit lesenswerten Texten von den abgebildeten Personen.

* Die sinnlose Kolchosisierung der Gemeinden von oben schreitet fort. Es wächst wenig von unten; dann sind Verordnungen von oben zwecklos. Die Integration von Sachsen in die Landeskirche erweist sich nach wie vor als schwierig. Problematisch ist vielmehr die ungleiche Verteilung der Kirchensteuermittel, weil das Kriterium „Raum“ die kleineren Gemeinden besonders bei der z.Zt. sehr günstigen Finanzlage unverhältnismäßig bevorzugt.

* Ohne besondere Vorkommnisse verlief die Jahresversammlung des Pfarrervereins am 10. März im Gemeindezentrum Thomas Braunschweig. Es ist ein verhältnismäßig kleiner Kreis ohne Impulse in die Pfarrerschaft. Der Vorsitzende Pfr. Martin Senfleben soll einen etwas ermüdeten Eindruck gemacht haben. Kommt vielleicht von der vakanzreichen Propstei, für deren Leitung sich immer noch kein Schwanz zur Verfügung gestellt hat. Wer will sich dem aussetzen, nachdem schon Amtsbruder Posten wg stress mit der Behörde den

Posten des stellvertretenden Propstes wieder abgegeben hat.

* Der Pröpstekonvent beriet über die anstehende Reform der biblischen Lesungen. Die Kirchengemeinden hatten je ein Exemplar erhalten und waren um Rückmeldungen gebeten worden. Aber es kamen kaum welche. Ob die Pröpste sie jemals in den Amtskonferenzen erörtert haben? Man einigte sich, die Arbeit bei der Agendenkommission und dem Gemeindeausschuss zu überlassen und die Gemeinden nicht mehr zu drängeln. Etwas billig und einfach.

* Der „schwarze Cafe“ in Wolfenbüttel löst sich langsam auf. Er existierte mehr als 67 Jahre und war eine segensreiche Kommunikationsebene für emeriti und ihre Frauen. Man traf sich monatlich, oft in der Gaststätte Kronprinz, trank Kaffee, lud Referenten aus der amtierenden Pfarrerschaft ein, und hielt sich so auf dem Laufenden. Nun sind sie langsam dahingestorben und die nachkommen müssten, sind dem Zeitgeist des Individualismus so verfallen, dass auf diese Ebene keine Zeit investiert wird. Christel und Arno Kiel leiteten den Kreis zum Schluss und schrieben. „Es soll kein abruptes Ende geben, sondern ein gleitender Übergang, denn der Kontakt untereinander ist uns schon wichtig“.

* In Braunschweig gibt es ca 100 freischaffende Künstler, die Abgänge von der HBK nicht hinzugerechnet, die am Existenzminimum leben und in die Öffentlichkeit drängen. Sie haben sich einen kleinen Markt geschaffen. So hängen in einem kleinen Raum am Handelsweg interessante Objekte des Künstlers Denis Rose unter dem Thema „Kleine Attentate.“ Es sind kleine Glaskästen mit Abbildungen von Attentätern oder Opfer von Attentaten, z.B. Riemenschneider, dem im Bauernkrieg die Finger gebrochen wurden, aus der Neuzeit Liebknecht, Mühsam, Dutschke und Benno Ohnesorge, jeweils mit einem typischen Attribut versehen. Die Ausstellung wandert weiter nach Süddeutschland. Sehr zu empfehlen. Eine andere Ausstellung hängt im Cafe „Onkel Emma“. Jean Luc, der langjährige unermüdliche Organisator des Sommerlochfestivals arbeitet mit Collagen, dieses Mal Männergestalten. Der Inhaber des in unmittelbarer Nachbarschaft gelegenen Pfarramtes, Pfr. Christoph Berger, sprach zur Eröffnung der Vernisage.

Seit 15 Jahren existiert auf dem ev. Hauptfriedhof in Braunschweig in der ehemaligen katholischen Friedhofskapelle eine „Gedenkstätte für Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft.“ Sie ist unter Leitung des früheren Heidberger Schulrektor Ulrich Schade unter Mithilfe zahlreicher ehrenamtlicher Helferinnen und Helfer zu einem ansehnlichen Gedenkraum ausgebaut worden, in dem im Laufe der

Jahre zahlreiche Ausstellungen gezeigt wurden, vor allem in Zusammenarbeit mit den Schulen. „Wie aus Turnern Hitlerjungen wurden“ hieß eine Ausstellung des Grundkurses Geschichte und Kunst des Raabe Gymnasiums. Eine andere Ausstellung behandelte „Falsche Vorbilder – Fibeln im 3. Reich“. „Standhaft trotz Verfolgung“ thematisierte die Verfolgung der Zeugen Jehovas unter dem NS- Regime“. Die Installation von 350 Kartons dokumentierte den „Braunschweiger Kindermord“, das Schicksal der getöteten Babys, die auf dem stillgelegten ehemaligen katholischen Friedhof am Wasserturm „beigekuhlt“ wurden. Bernhild Vögel hat dazu eine schmerzliche wissenschaftlich fundierte Arbeit verfasst. Zur Zeit befinden sich in der Friedenskapelle Farbfotos über Kriegerdenkmälern im Braunschweiger Land von Reinhard Bein, die mit schwarz-weiß Fotos von Frontbildern kontrastiert werden, die aus einem zeitgenössischen Bildband stammen und bearbeitet worden sind. Die Ausstellung eignet sich für Gemeindegruppen, auch für solche, die mit dem Besuch des Hauptfriedhofes verbinden. Es wäre hilfreich, wenn am Eingang des Hauptfriedhofes eine Hinweistafel aufgestellt würde, die auch den Weg zur etwas versteckten Gedenkstätte beschreibt.

* In diesen Zusammenhang gehört eine Broschüre, die ich gerade in meiner Unordnung nicht finde mit Beiträgen von Werner Busch und Werner Heinemann über das Schicksal des Kriegerdenkmals in der Katharinenkirche und über den Nachkriegspropst Siegfried Stange.

* Der Ostermarsch am 26. März endete vor der Magnikirche, wo Pfr. Böger noch ein Schlusswort sprach. Damit findet eine Tradition, die mit Magnipfarrer J.H. Wicke begann, dankenswerterweise fortgesetzt.

Die BZ berichtete unter der Überschrift "Der Westen hat versagt" von einem Vortrag eines Referenten in der Rammler Akademie, der Politikberater von der Konrad Adenauerstiftung ist. Wer hat diesen Vogel der Akademie empfohlen? Herr Henkel von der Braunschweig Stiftung? Was rät der Politikberater den Akademiebesuchern? Der Westen hätte schon in Georgien einmarschieren müssen, und, klar doch, in die Ukraine, "Wir haben bislang unverhältnismäßig unterreagiert," erklärt dieser sog. Politikberater. Aber beim nächsten Mal, wenn die Russen ins Baltikum einmarschieren, dann kracht's. "Spätestens dann müsse die Nato auch militärisch reagieren." "Spätestens", besser wäre vorher gewesen.

Ich wüsste keine Stelle in unserer Landeskirche, wo so unverhohlen zum Krieg getrommelt würde. Kein Wort, dass allein die Schwarzmeerflotte in Sewastopol eine Besetzung durch die Nato unmöglich macht. Für den Politikberater der Adenauerstiftung eine verpasste Gelegenheit, dem Putin endlich mal die Zähne zu zeigen und den Weg für die westliche Industrie bis zum Ural freizumachen. Welchen Politikberater haben wir demnächst zu erwarten? Wir wollen doch ganz demokratisch sein und im Diskurs umstrittene Positionen erörtern. Was heißt umstritten? Demnächst die AfD. Ran an die Akademie!

BLICK NACH EUROPA

„Der Westen versagt in der Ukraine“

Von Christoph Exner

Rund 12 000 Soldaten, 180 Panzer und 570 gepanzerte Fahrzeuge hat Russland seit Beginn des Ukraine-Konfliktes in den Ostteil des Landes verlegt. Mehr als 9000 Menschen wurden bereits getötet.

Geht es nach Politikberater und Publizist Dustin Dehéz, dürfe man alleine deshalb nicht weiter nur von einer Krise sprechen. „Es handelt sich um einen Krieg zwischen zwei Staaten und zwei regulären Armeen“, sagt Dehéz von der Konrad-Adenauer-Stiftung bei seinem Vortrag im Theologischen Zentrum Braunschweig. Die westliche Politik müsse sich drastisch ändern, egal wie unschön das sei. „Wir haben bislang unverhältnismäßig unterreagiert“, so Dehéz.

Als Beispiel nennt der Politik-Experte den vorausgegangenen Konflikt in Georgien: 2008 waren russische Truppen in der autonomen Region Südossetien einmarschiert – die Nato sei tatenlos geblieben. Auch die wenigen Sanktionen, die westliche



„Aus dem Köcher der Deeskalation haben wir mittlerweile alle Pfeile verschossen.“

Dustin Dehéz, Politikberater und Publizist von der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Politiker damals wie heute gegen Russland verhängten, haben laut Dehéz lediglich symbolischen Wert.

„Neun Prozent des russischen Bruttoinlandsproduktes werden jährlich in die Armee investiert“, sagt der Politologe. Zum Vergleich: In Deutschland liegt der Anteil bei rund einem Prozent. Darüber hinaus sei die russische Spionage in Europa so hoch wie vor 1990. „Russland betrachtet seine Nachbarstaaten nicht als souverän“, meint der Fachmann. Um seinen Machteinfluss zu erweitern, suche es allerdings keine direkte Konfrontation.

Dehéz: „Die Konflikte in Georgien und der Ukraine zeigen, dass Russland eine neue Kriegsstrategie betreibt. Mit einer kontinuierlichen Unterschreitung der Ge-

waltschwelle zwingt es den Westen, von einer Krise anstatt von einem Krieg zu sprechen.“ Was die Russen langfristig planen, lässt sich Dehéz zufolge hingegen schwer einschätzen.

Schuld daran sei unter anderem die massive Abschaffung von Slawistik-Lehrstühlen nach Ende des Kalten Krieges. Dadurch gäbe es viel zu wenige Russland-Analysten, so dass man gegenüber Russland quasi blind sei.

Vorstellen könnte sich Dehéz, dass die Russen in einigen Jahren versuchen, das Baltikum unter ihre Kontrolle zu bringen. Spätestens dann müsse die Nato auch militärisch reagieren. „Aus dem Köcher der Deeskalation haben wir mittlerweile alle Pfeile verschossen“, sagt er. „Ab jetzt schaden wir mit dieser Politik der europäischen Sicherheitsarchitektur. Die Verteidigung von Verbündeten muss oberste Priorität haben.“

Das Problem: Im Gegensatz zu Russland habe man im Westen seit Ende des Kalten Krieges massiv abgerüstet. Europa besitze nicht mehr die militärische Stärke wie noch vor 25 Jahren.